



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

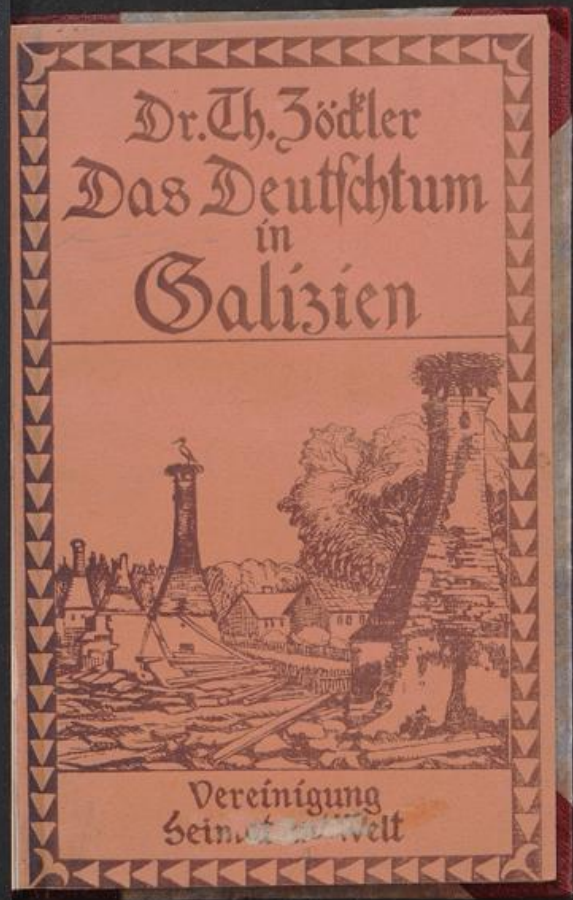
Das Deutschtum im Auslande in Einzeldarstellungen

Das Deutschtum in Galizien

Zöckler, Theodor

Weimar, 1915

urn:nbn:de:gbv:46:1-11597



33

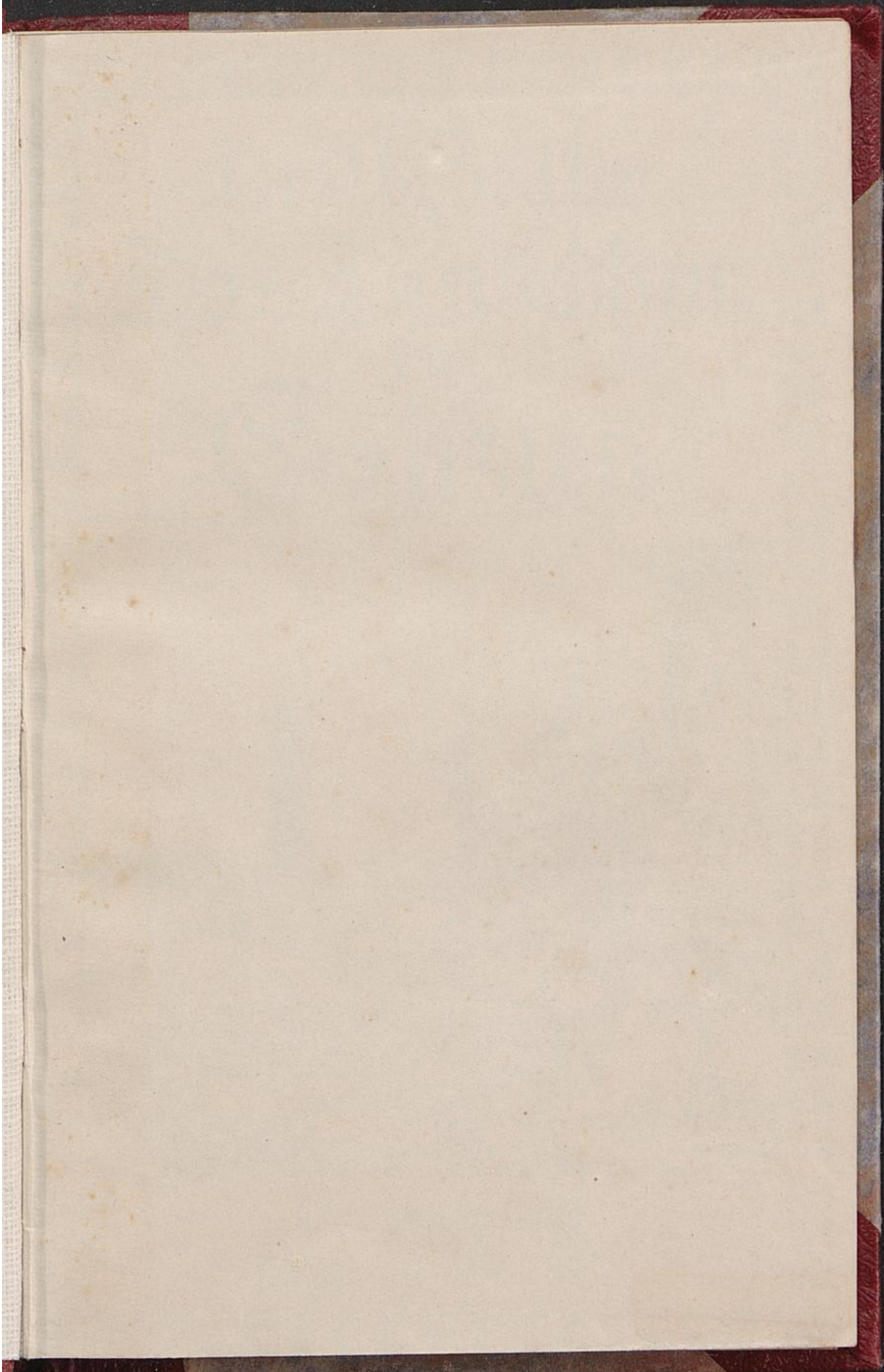
I 7833

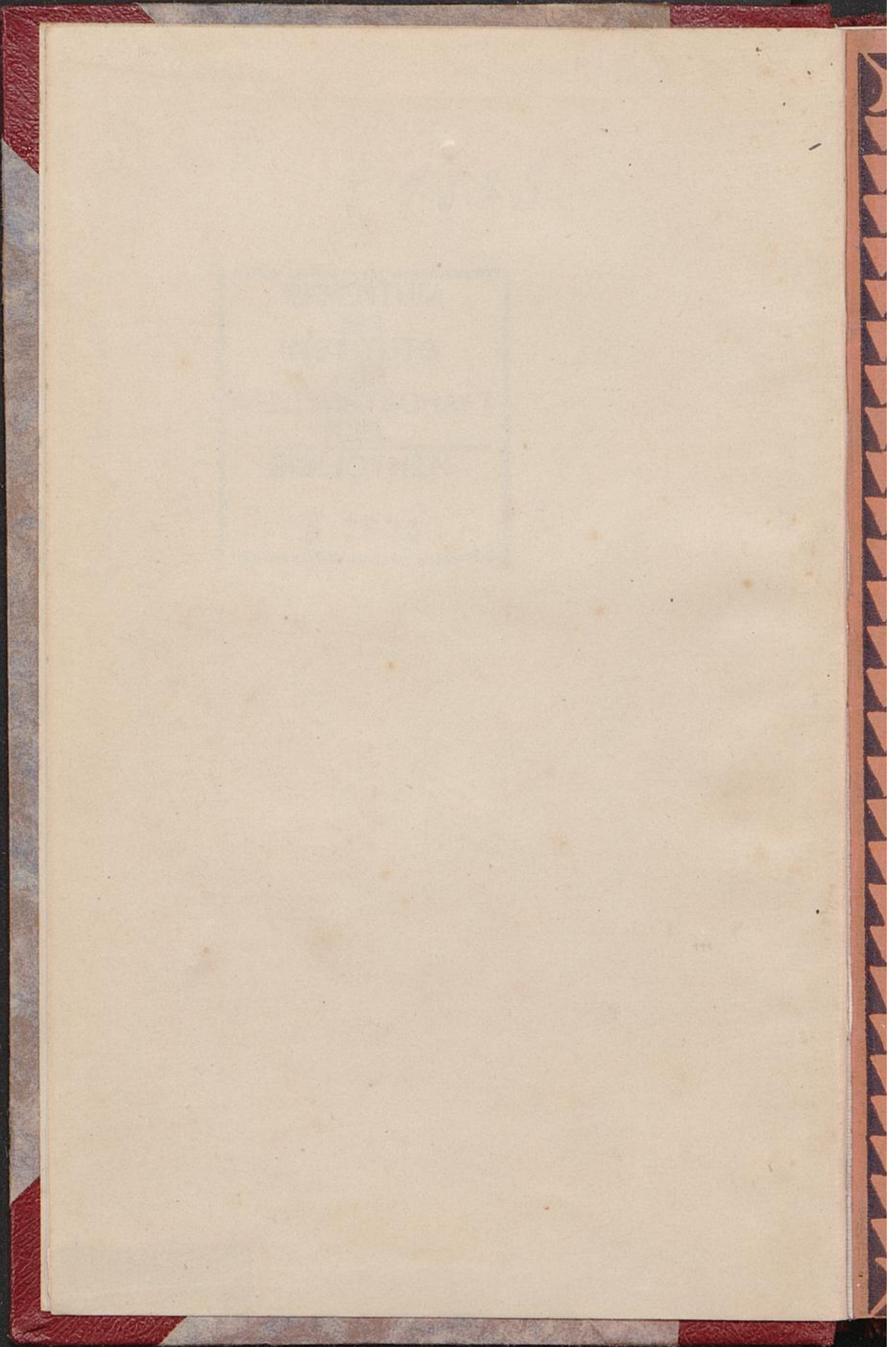
EIGENTUM
DES
INSTITUTS
FÜR
WELTWIRTSCHAFT
KIEL

BIBLIOTHEK

I 7833

CARL REESE
BUCHBINDEEI
KIEL L. KLINKE 8

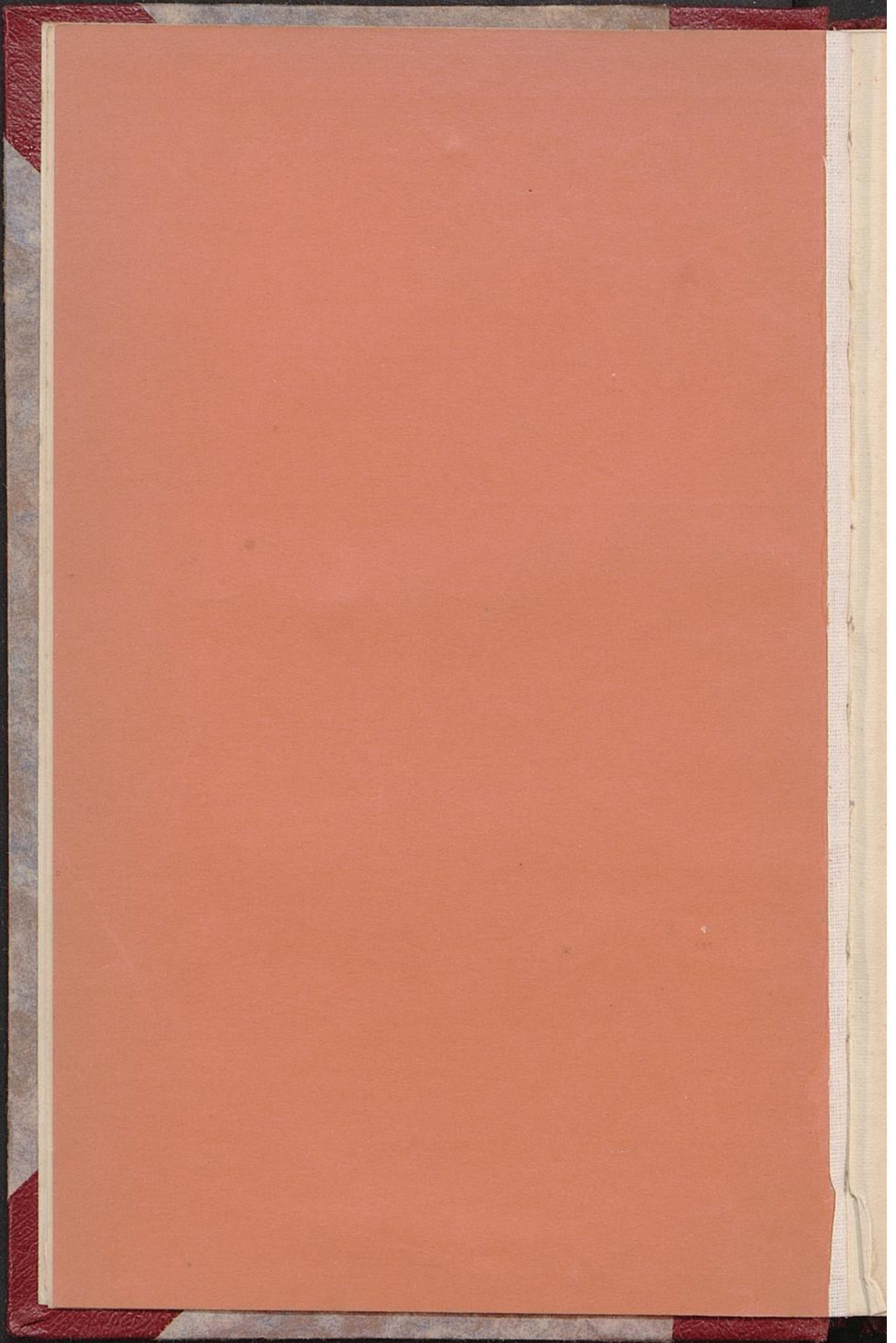




Dr. Th. Föckler
Das Deutschtum
in
Galizien



Vereinigung
Heimat und Welt



Das Deutschtum im Auslande
in Einzeldarstellungen

Zweiter Band:

Dr. Th. Zöckler

Das Deutschtum in Galizien

Heimat und Welt

Herausgegeben unter Mitwirkung des „Vereins für das Deutschtum im Ausland“ von Dr. H. Kellermann.

Für nur 6 Mark Jahresbeitrag 12 reich illustrierte Monatshefte und 4 wertvolle Bücher.

„Heimat und Welt“ berichtet allmonatlich auf 32 reich mit Bildern geschmückten Seiten über Deutsches Land und Volk in aller Welt. Deutsche Sitten und Gebräuche — Heimatschutz — Heimatspflege — Deutsche Natur — Deutsches Wandern — Deutsche Arbeit im In- und Ausland — Erfahrungen der Auslandsdeutschen — Entwicklung unserer Kolonien — Deutsches Schul- und Bildungswesen im Auslande. Fremde Länder und Völker, unsere wirtschaftlichen Beziehungen zu ihnen. — Der Unterhaltungsteil bringt kleine Novellen und Erzählungen unserer ersten Prosadichter. — Der jetzigen großen Zeit und ihren Kämpfen sind die Kriegshefte gewidmet.

Tägliche Rundschau: „... Die beste Förderung der Vereinigung ist Beitritt, der hiermit unseren Lesern im Inland und Ausland bestens empfohlen sei!“

Die 4 Bücher des Jahres 1915:

Deutsche Kriegsschwänke 1914. Von Dr. H. Kellermann.

Kasse und Kaffeefragen in Deutschland. Von Otto Hauser.

Das Deutschtum in Belgien. Von Dr. W. von Hauff.

Das Deutschtum in Galizien. Von Dr. Th. Zöckler.

Wer die 4 Bücher in Ganzleinenbänden mit Originalzeichnungen von Künstlerhand gebunden wünscht, zahlt 10 Mark.

Ausführliche Prospekte und Probehefte durch

Alexander Duncker Verlag / Weimar.

Das Deutschtum in Galizien

von

Dr. Theodor Zöckler

evangel. Pfarrer in Stanislaw

Bereinigung Heimat und Welt

Geschäftsstelle: Alexander Dunder Verlag / Weimar

Alle Rechte vorbehalten

~~XXVII J. 9. 220.~~



PK. II b. 2115.

Dresden 1915

Rammingsche Buchdruckerei (Inh. M. Nautenstrauch).

Zum Geleit.

Das vorliegende Schriftchen maßt sich nicht an, einen wissenschaftlichen Wert als Quellenwerk oder erschöpfende Darstellung zu besitzen. Es ist in schwerer Zeit entstanden, in Stunden, die harter Arbeit zum Teil auf dem Kriegsschauplatz selbst oder in der Kriegspflege abgerungen wurden. Darin liegt aber vielleicht gerade sein Wert für die Gegenwart.

Für die geschichtlichen und statistischen Angaben, welche dieses Buch enthält, konnte sich der Verfasser auf die vorzüglichen Arbeiten anderer, die an den betreffenden Stellen namentlich angeführt sind, stützen. Was er hinzubringen durfte, das war das persönliche Erleben und die Erfahrung, die sich fast auf ein Vierteljahrhundert innigster Verwobenheit mit der Geschichte des galizischen Deutschtums in der neuesten Zeit gründet.

Die nachfolgenden Ausführungen werden vielleicht, insbesondere auf polnischer Seite, hie und da als tendenziös aufgefaßt werden. Sie sind es in dem Sinne, daß der Verfasser ebenso an das gute Recht, wie an die Zukunft des Deutschtums in Galizien glaubt und alle Verhältnisse des ihm teuern Volkes mit den Augen des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung betrachtet.

Dennoch glaubt der Verfasser sich durchaus stets auf dem Boden der Tatsachen gehalten zu haben. Wenn er es für nötig hielt, hie und da Feststellungen zu machen, die nationale Gegner unangenehm berühren

könnten, so liegt ihm doch nichts ferner als eine feindliche oder gar gehässige Gesinnung gegen die Völker, die in überwiegender Majorität seit uralten Zeiten Galizien bewohnen und mit deren Wohl und Wehe auch das Schicksal des Deutschtums in Galizien auf das Engste verknüpft ist. Er hofft vielmehr, daß gerade die gemeinsamen Erlebnisse des großen Krieges einer ruhigen, objektiven Beurteilung und Wertschätzung insbesondere auch auf polnischer Seite den Weg ebnen werden, wie umgekehrt wir Deutschen in Galizien uns der Hoffnung hingeben, daß man in weiteren deutschen Kreisen auf Grund der Erfahrungen dieses Krieges zu einem tiefen Verständnis für das polnische Volk und seine Probleme gelangen werde.

Der Verfasser.

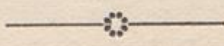
Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Land und Leute in Galizien. Das „Land der Gräber und Kreuze“. Geographische Lage. Bodenschätze. Gebirge und Flüsse. Bevölkerung: Polen, Ruthenen, Juden, Armenier. Städte.	1
2. Das deutsche Volkselement in Galizien. Schwankende Bevölkerungsdichte. Die deutschen Bauerndörfer. Evangelische und Katholische. Das deutsche Element in den Städten. Die deutsche Sprache. . .	13
3. Aus Galiziens deutscher Vergangenheit. Deutscher Einfluß im alten Königreich Polen. Krakau und Lemberg. Einfluß auf Handel und Gewerbe und Kunst. Rückgang des Deutschtums. Deutsch-galizische Mundarten. Die Tuchmacher in Biala und Salsczyk. Einwanderung deutscher Bauern und Gewerbetreibender unter Maria Theresia und Josef II. Ihre Erlebnisse.	25
4. Deutsches Dorfleben in Galizien. Unterschied zwischen ruthenischen und deutschen Dörfern Landestreu: Siedlungscharakter, Glockengießerei. Auswanderung und Kämpfe mit dem Polentum. Kirchweihfest. Gesangspflege. Die drei Angelpunkte des dörflichen Lebens: Kirche, Schule und Wirtshaus. Gemischte Dörfer: Horocholina. Engelsberg als Muster einer deutschen Ansiedelung; hundertjähriger Gründungstag.	40
5. Die deutsche Schularbeit. Die polnische Bevölkerung als Freund und Feind. Verfall des Deutschtums in Galizien. Auswanderungsbewegung. Wirken der deutsch-evangelischen Geistlichkeit. Gründung des deutsch-evangelischen Schulhilfskomitees. Tätigkeit des Gustav Adolfvereins. Bund der christlichen Deutschen in Galizien. „Das deutsche Volksblatt für Galizien“. Hilfe des deutschen Schulvereins. Raiffeisenkassen. Segensreiche Tätigkeit des Vereins „Deutsche Mittelschulen für Galizien“. „Deutscher Volksrat für Galizien“. Hilfreiches Eingreifen der deutschen und österreichischen Presse.	62
6. Die deutsche Schule in Galizien. Einfluß des österreichischen Staatsgrundgesetzes. Polnische Schulen anstatt deutscher. Polnische Unterrichts-	

	Seite
sprache an den höheren deutschen Schulen. Wachsende Schülerzahl an deutsch-evangelischen Schulen. Schwierige Beschaffung deutscher Lehrkräfte. Nebenämter eines Lehrers in Galizien. Langsam, jedoch stetig wachsende Zahl deutscher Schulen. Trotz aller Schwierigkeiten eine frohe Zukunft.	80
7. Deutsche Liebesarbeit in Galizien. Evangelisches Kinderheim in Stanislaw. Kirchenbau. Diakonissenanstalt. Stefan Bollert. Max Weidauer. „Hilfsbund für innere Mission in der Diaspora“ . .	90
8. Deutschgalizien im Kriege. Schreckenstage im Juli 1914. Vaterländische Gesinnung der deutschen Bauern. Gründung der Franz Ferdinand-Gedächtnishalle. Auch hier treue Waffenbrüderschaft. Sanitäre Einrichtungen. Russeneinfall. Verschleppung der tatträftigsten Männer. Flüchtlinge. Flucht des Kinderheims. Wiener Hilfstätigkeit. Rückkehr in das vom Feinde gesäuberte Land. Hoffnungsfroher Wiederaufbau der zerstörten Heimstätten. . .	99
9. Schlußwort. Künftiges Verhältnis der galizischen Deutschen zu Ruthenen und Polen. „Fürchte dich nicht, glaube nur“!	114
Verzeichnis der Abbildungen	118

Karten:

Die deutschen Siedelungen in Westgalizien	19
Die deutschen Siedelungen in Ostgalizien	20 u. 21



1. Land und Leute in Galizien.

Wer hätte es gedacht, daß Galizien, dieses in kultureller Beziehung am meisten zurückgebliebene und wegen seiner Lage bis vor Kurzem am wenigsten beachtete unter den Kronländern der österreichisch-ungarischen Monarchie, plötzlich so in den Mittelpunkt des allgemeinen Weltinteresses gerückt werden würde, wie dies seit dem Ausbruch des großen Weltkrieges geschehen ist? Tiefer und weiter Blickende haben freilich auch schon früher dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß dieses Land einmal eine große Bedeutung gewinnen würde. Seine Lage inmitten Europas auf dem Gebiet, auf dem die großen Straßen von Westeuropa nach Rußland und Asien sich mit den Wegen kreuzen, die von der Ostsee zum Schwarzen Meer führen, hat ihm schon lange eine große Zukunft in wirtschaftlicher Beziehung geweissagt. Dazu kommt aber auch die politische Bedeutung, die das Land als Grenzland Österreich-Ungarns gegen Rußland besitzt. Diese letztere Bedeutung ist durch den Weltkrieg plötzlich in hellste Beleuchtung gesetzt worden.

Ein „Land der Gräber und Kreuze“ hat man Galizien in Anlehnung an ein Wort des polnischen Dichters Krasiński genannt. Wer das Land im Winter und Frühjahr dieses Jahres, den Spuren der vordringenden verbündeten Armeen folgend, gesehen hat, der wird die Wahrheit dieses Wortes bestätigen. Wie viele Gräber tapferer Soldaten, deutscher, österreichischer, ungarischer, füllen dieses Land! Welche Ströme Bluts sind in den Karpathenbächen heruntergerollt von den Höhen, auf denen in Schnee und Eis monatelang die gewaltigsten Kämpfe stattgefunden haben, die die Welt gesehen hat! Und welche Bilder der Verwüstung stellen die galizischen

Städte, die gebrandschatzten, vernichteten, zum Teil völlig ausgeplünderten Dörfer und Gutshöfe dar! Gewiß haben auch andre Gebiete, auf denen der Krieg getobt hat, schwer gelitten. Aber doch kein Land so, wie Galizien. In Belgien hat es in den ersten Kriegswochen furchtbare Kämpfe gegeben, und schreckliche aber verdiente Züchtigungen sind über die unverständige Bevölkerung dieses Landes ergangen. Aber es waren nur wenige Wochen, dann hat die ebenso kraftvolle wie gerechte und weise deutsche Verwaltung bald genug geordnete Zustände eingeführt, und die Belgier, wenn sie aufrichtig sind, müssen selbst eingestehn, daß sie derzeit im Grunde, abgesehen von dem Verlust der politischen Freiheit, nichts mehr zu leiden haben. Um so weniger, als ihnen von der gesamten zivilisierten Welt die reichste Hilfe gebracht wurde. Ostpreußen, in dem die wilden, russischen Horden Monate lang gehaust haben, hat mehr gelitten wie Belgien, aber auch hier war die Zeit der Leiden doch eine beschränkte. Nur ein kleiner Teil Ostpreußens ist überhaupt längere Zeit in der Hand des Feindes gewesen; und dann ist rasche und durchgreifende Hilfe gekommen.

Galizien ist — wenn wir von Russisch-Polen absehen — am schwersten von dem Weltkrieg mitgenommen worden. Fast 9 Monate hat die schwere Faust des Feindes auf dem unglücklichen Lande gelastet. Und während dieser Zeit hat doch nie das blutige Ringen aufgehört, welches die arme Bevölkerung nicht zur Ruhe kommen ließ. Im Oktober und November 1914 schien es, als wenn die machtvolle österreichische vordringende Offensive den Feind wieder verdrängen würde, aber es gelang nicht, und das arme Land mußte alle Schrecken und Greuel des Krieges zum zweitenmal über sich ergehen lassen. Dann folgten die Monate währenden Kämpfe in den Karpathen und endlich vom Mai an die Rückeroberung, die auch nur wieder mit den entsetzlichsten Opfern, nicht nur an Gut und Blut, sondern mit den furchtbarsten Leiden für die arme Bevölkerung verbunden war. Und nun folgten Seuchen und Hunger.

Aber auch all dies Elend des Krieges hat doch den Eindruck nicht zu verwischen vermocht, daß dieses Land ein reiches, schönes und von Gott gesegnetes Land ist. Die Gräber haben sich im April und Mai mit grünem Schmuß bedeckt und um die Kreuze ranken sich blühende Schlingpflanzen. Und die vielen Spuren der Schlachten in den Wäldern, auf den Feldern, decken grünende Saaten, fruchtbeladene Obstbäume, und herrliche, rauschende Wälder. Ja, wer das Land in der Blütenpracht des Frühlings sieht, wer da von Ungarn herüber über den Kamm der Karpathen steigt, wer von den Höhen herunter schaut in die weiten, fruchtbaren Gefilde, wer in den tiefen Flußtälern die aufblühende Industrie, die Dampfsägen, die gewaltigen Bohrwerke, die riesigen Petroleumraffinerieen sieht, der kann wohl auch jetzt einen Eindruck davon bekommen, daß hier ein Land der Zukunft, ein Land großer, lange nicht erschöpfter Möglichkeiten ist.

Es kann im Allgemeinen nicht vorausgesetzt werden — trotz der vielen Schlachtberichte und Feldbriefe aus Galizien —, daß weitere Kreise unserer deutschen Leserschaft über Natur, Bodenbeschaffenheit und Bevölkerungsverhältnisse dieses Landes näher unterrichtet sind. Darum mag es wohl gerechtfertigt sein, wenn, ehe wir uns dem eigentlichen Thema unseres Büchleins, der Beschreibung des deutschen Volkselements in Galizien, widmen, einige allgemeine Bemerkungen über Land und Leute vorausgeschickt werden.

Das Kronland Galizien, welches gegenwärtig eine Gesamtfläche von 78500 □ km umfaßt, ist erst durch seine Angliederung an Oesterreich eine geographische Einheit geworden. Während seiner früheren Zugehörigkeit zum Königreich Polen gehörten die einzelnen Teile des Landes zu verschiedenen Provinzen, von denen sie jetzt losgerissen sind. Der Name, welchen das Kronland jetzt führt, „Königreich Galizien und Lodomerien“ ist eigentlich wenig zutreffend. „Galizien“ ist eine Erinnerung an das alte ruthenische Fürstentum, dessen Hauptstadt Halicz (Galicz) in Ostgalizien war. „Lodomerien“ bezieht sich auf die Stadt Lodomir, das jetzt oft genannte

Wladimir in Wolhynien, welches nach der zweiten Teilung Polens vorübergehend auch zu Galizien gehörte, später aber wieder an Rußland fiel.

Indes der Name tut nichts zur Sache. Das Land ist unter österreichischer Herrschaft rasch ein in sich geschlossenes Ganzes geworden, das freilich in seinem Innern die mannigfachsten Gegensätze vereint. Auf den ersten Blick, den man auf die Landkarte wirft, erkennt man, daß das heutige Galizien seiner Bodenbeschaffenheit nach in zwei Hälften zerfällt, die westliche in ihrer Eigenart wesentlich durch das mächtige Karpathengebirge und seine Ausläufer bestimmte, und die östliche, welcher die großen Stromläufe der Weichsel, des San und des Dnjestr ihr Gepräge aufdrücken.

Die Karpathen bilden mit ihrem Kamm, von Nordwesten nach Südosten laufend, die Grenze gegen Ungarn. Die auf der galizischen Seite befindliche Gebirgszone ist von wechselnder Breite. Stellenweise, besonders im Südosten gegen die Dnjestrebene hin, ist diese Breite nicht besonders groß, und beträgt vom Kamm bis zu dem hier ziemlich steilen Abfall in das mildere vorgelegerte Hügelland zum Teil kaum 40 km. Im mittleren und westlichen Galizien fallen die Karpathen sanfter nach der Ebene hin ab, und ihre Breite beträgt auf der galizischen Seite hier 75 bis 80 km. Die höchsten Erhebungen sind in Westgalizien in dem stark gegen Ungarn vorspringenden Zipfel, mit welchem Galizien die hohe Tatra erreicht. Hier liegt die Swinica, der höchste Berg Galiziens, der freilich mit seiner 2300 m Höhe beträchtlich hinter den höchsten Spitzen im ungarischen Teil der Tatra, der Gerlsdorfer (2663 m) und Lomnitzer Spitze (2634 m) zurückbleibt. Im Osten nach der Bukowina hin erreicht der zerklüftete Höhenzug der Czarnahora in seinen Gipfeln 2050 m.

Geologisch sind die Karpathen auf den ersten Blick sehr eintönig — durchweg Sandsteingebirge mit Geröllschieferablagerungen. Nur in der hohen Tatra bricht Urgestein in gewaltigen Granitmassen durch. Aber diese Eintönigkeit weicht bei näherer Beschäftigung sowohl für

den Forscher, der hinter der äußeren Einförmigkeit im Innern bald reiche Mannigfaltigkeit entdeckt, — man braucht nur an die interessanten Juraklippen der „Pie-ninen“ bei Neufandez zu erinnern — wie nicht minder für den Wanderer, der landschaftliche Reize sucht.

Die Karpathen können sich an Großartigkeit nicht mit den Alpen messen. In ihren mittleren Teilen erinnern sie sehr an das schlesische Riesengebirge, dessen Gipfel sie aber an Höhe überragen. Für die Ostkarpathen sind die riesigen Urwälder charakteristisch, die hier noch weite Flächen bedecken. In den höheren Regionen machen dieselben zarten, grünen Almen, den sogenannten „Poloninen“ Platz, auf denen im Sommer große Viehherden weiden. Die Poloninen sind dann von den „Gorgany“, den nackten, oft abenteuerlich zerrissenen Felsen der Kämme und Gipfel überragt. Die Besteigung auch der höheren Gipfel macht nirgends erhebliche Schwierigkeiten. Freilich darf man — abgesehen von der hohen Tatra und den Westbeskiden — auf touristische Bequemlichkeiten, wie sie der Westeuropäer oder der Alpentourist gewohnt sind, nicht rechnen. Nur längs der Eisenbahnstrecken gibt es Sommerfrischen mit Gasthäusern — auf den Bergen hat der polnische Karpathenverein hier und da für Schutzhütten gesorgt. Das sind aber meist einfache primitive Unterschlupfe nach Art von Heuschobern ohne Wächter, geschweige denn mit Restauration und Betten.

In dieser Unberührtheit der Karpathen von der westlichen Kultur liegt freilich auch ihr großer Reiz. Wer einmal die Natur genießen will ohne durch Zahnradbahnen, Palace-Hotels, bayrisch Bier, Trinkgelder und dergleichen gestört zu werden, der komme in die Karpathen. Die Bergbewohner sind meist ein gutmütiges, gastfreies Völkchen, und wer genügend mit Insektenpulver versehen ist, kann auch unbesorgt in ihren Hütten übernachten. Für die Strapazen und Entbehrungen, die man bei solcher Wanderung in Kauf nehmen muß, sind die herrlichen Naturgenüsse, die prächtigen Ausichten in das Meer von Gipfeln oder in die lachende Ebene,

die schönen Täler mit den rauschenden Flüssen und Bächen, die oft imposante Wasserfälle bilden, reiche Belohnung.

Ein besonderer Vorzug der Karpathen sind die vielen heilkräftigen Mineralquellen. Wenn einmal das Land noch mehr erschlossen ist, werden die schon jetzt gut besuchten Bäder von Szczawnica, Krynica, Żegiestów im Westen, Iwonicz, Rymanów und Truskawiec im mittleren Teile, Borkut im Osten wachsende Anziehungskraft ausüben.

Die Karpathen sind arm an Erzen und Kohle. Die Versuche, die hie und da vorhandenen mineralischen Bodenschätze zu heben, haben sich nicht gelohnt. Dagegen besitzen die Karpathen einen Reichtum, durch den sie alle andern Gebirge Europas übertreffen. Das ist das Erdöl oder Nafta. Fast längs des ganzen Abfalls der Karpathen von dem im Kriege oft genannten Gorlice im Westen bis zu der Grenze der Bukowina ziehen sich die gewaltigen unterirdischen Quellsadern hin, aus denen die braune Flut des Erdöls durch Hunderte und Aberhunderte von Bohrtürmen an die Oberfläche befördert wird. Den Mittelpunkt der galizischen Petroleumindustrie bildet gegenwärtig die Gegend von Drohobycz und Boryslaw. Hier hat der österreichische Staat die riesige k. k. Mineralölfabrik gegründet, welche zirka 500 Arbeiter beschäftigt, und jährlich zirka 20000 Zisternwagen Rohöl verarbeitet.

Neben den zahlreichen Bohrwerken und Raffinerieen, welche der Naftagewinnung dienen, fällt dem Besucher der Karpathen die Menge der Sägewerke auf, welche die ungeheuren Holzvorräte der Karpathen verarbeiten.

Berlassen wir nun den gebirgigen Teil Galiziens und wenden wir uns der andern östlichen Hälfte zu, dem Stromgebiet der Weichsel, des San und des Dniestr. Dieses Gebiet ist keineswegs, wie gelegentlich angenommen wird, eine gleichförmige Tiefebene. Vielmehr weist dasselbe sehr verschiedenartige Bildungen auf. Eigentliche Ebene findet sich nur am mittleren Lauf der Weichsel von den großen Waldungen bei Niepołomice an südostwärts in dem Dreieck zwischen Karpathen,

Weichsel und San — dann wieder am mittleren Lauf des San von Przemyśl an, und nördlich von Lemberg, in dem vom Oberlauf des Bug und Styr durchflossenen Gebiet. Der Oberlauf der Weichsel durchzieht ein liebliches welliges Hügel land, fruchtbar und reich an mineralischen Schätzen, besonders auch an Steinkohle. Hier ist alter polnischer Kulturboden. In der Mitte dieses verhältnismäßig eng begrenzten Gebietes liegt in reizvoller Umgebung die alte polnische Königsstadt Krakau. †

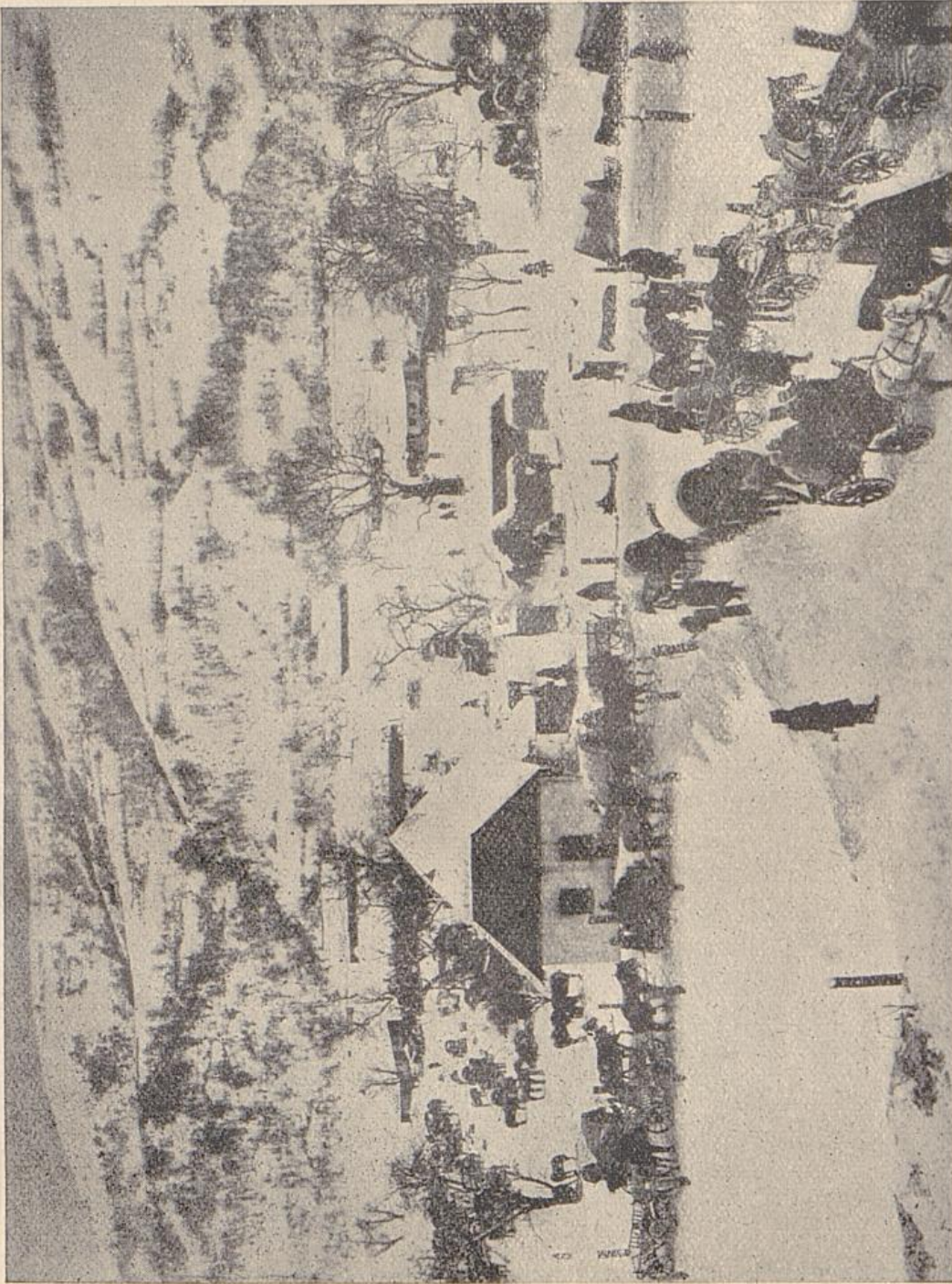
Der Dnjestr fließt nur in dem ersten Teil der Bahn, welche er nach seinem Austritt aus dem Gebirge bei Sambor zurückgelegt, durch eine sumpfige Niederung. Weiter östlich durchschneidet er in einer immer tiefer eingegrabenen Schlucht das fruchtbare podolische Hochland, welches den südöstlichen Teil Galiziens ausfüllt, und in der Richtung von Norden nach Süden hin gleichfalls in schluchtartigen Tälern von einer Reihe von Nebenflüssen des Dnjestr durchbrochen wird, die jetzt im Weltkriege oft genannt wurden, weil sie bei dem Zurückweichen der Russen aus Ostgalizien der fliehenden Armee nacheinander als Verteidigungslinien dienten. Es sind dies, von West nach Ost betrachtet: Gnila Lipa, Zlota Lipa, Strypa, Sereth und der Grenzfluß zwischen Galizien und Russisch Podolien Zbrucz. Die Zuflüsse, welche der Dnjestr von der andern — südlichen — Seite her, vom Gebirge, aufnimmt, haben vollkommen andern Charakter, als die ziemlich trägen nördlichen Nebenflüsse. Sie sind reißende wasserreiche Gebirgsflüsse, die Massen von Geröll mit sich führen und im Vorlathenland oft große Überschwemmungen verursachen.

Das podolische Hochland setzt sich von Lemberg aus mit einem lang gestreckten Ausläufer, dem sogenannten Roztocze, in nordwestlicher Richtung fort und scheidet hierdurch die Bug ebene vom Talgebiet des San. Die steilen Abhänge der podolischen Hochebene und des Roztocze zeigen vielfach groteske zerflüftete Bildungen, ähnlich der Rauhen Alb in Württemberg.

Im westlichen Teil des südöstlichen Galizien ist endlich auch das romantische an Schönheiten reiche Tal des

Pruth zu nennen, welcher das fruchtbare Polutien bespült und bei Czernowitz in die Bukowina eintritt.

In diesem so mannigfach gestalteten und mancherlei Gegensätze in sich vereinigenden Lande wohnt nun auch eine keineswegs einheitliche Bevölkerung. Nur das eigentliche Westgalizien vom Dunajec bis zur Biala wird ausschließlich von Polen bewohnt. Aber auch hier tritt das jüdische Element in solcher Stärke auf, daß die Einheitlichkeit des Volkslebens dadurch wesentlich gebrochen wird. Und außerdem gibt es auch in Westgalizien nicht unbedeutende deutsche Sprachinseln und viele zerstreut wohnende Deutsche. In höherem Maße ist dies im mittleren und östlichen Galizien der Fall, wo auch die Juden einen noch höheren Prozentsatz bilden als in Westgalizien. In den Städten erreichen sie oft 50 %. In ganz Ostgalizien sind aber die Polen überhaupt weit in der Minderheit gegenüber den eigentlichen Urbewohnern dieses bis zum San reichenden Gebiets, den Ruthenen, welche auch jenseits des San bis in die Gegend von Neu-Sandez noch erhebliche Minderheiten besitzen. Nach der letzten Volkszählung (von 1910) gab es in Galizien 4 672 500 Polen (58.6 %), worunter aber über 800 000 Juden mitgerechnet sind, die in Wahrheit keineswegs sich assimiliert haben, sondern national durchaus als selbständiger Volksstamm betrachtet werden müssen, ferner 3 208 092 Ruthenen (40.2 %) und 90 114 Deutsche (1.1 %). Der Gegensatz zwischen Polen und Ruthenen beherrscht das ganze öffentliche Leben. Beide Völker, obwohl nach Abkunft und Sprache eng verwandt, sind doch durch Religion, Geschichte, Volkscharakter so scharf geschieden wie nur möglich. Ursprünglich war ganz Ostgalizien bis zum San, das sogenannte „Rotrußland“, rein ruthenisch. Es gehörte zu dem großen alten Ruthenenreiche um Kiew, das vom Schwarzen Meer bis an die Duna, und von den Karpathen bis an den Don reichte, freilich in solcher Ausdehnung sich nur kurz erhielt. Infolge von Streitigkeiten zerfiel das Reich in zahlreiche Fürstentümer. Ein solches Fürstentum war Halicz mit der gleichnamigen Hauptstadt. Von dort aus gründete der Ruthenenfürst Lew (Löwe)



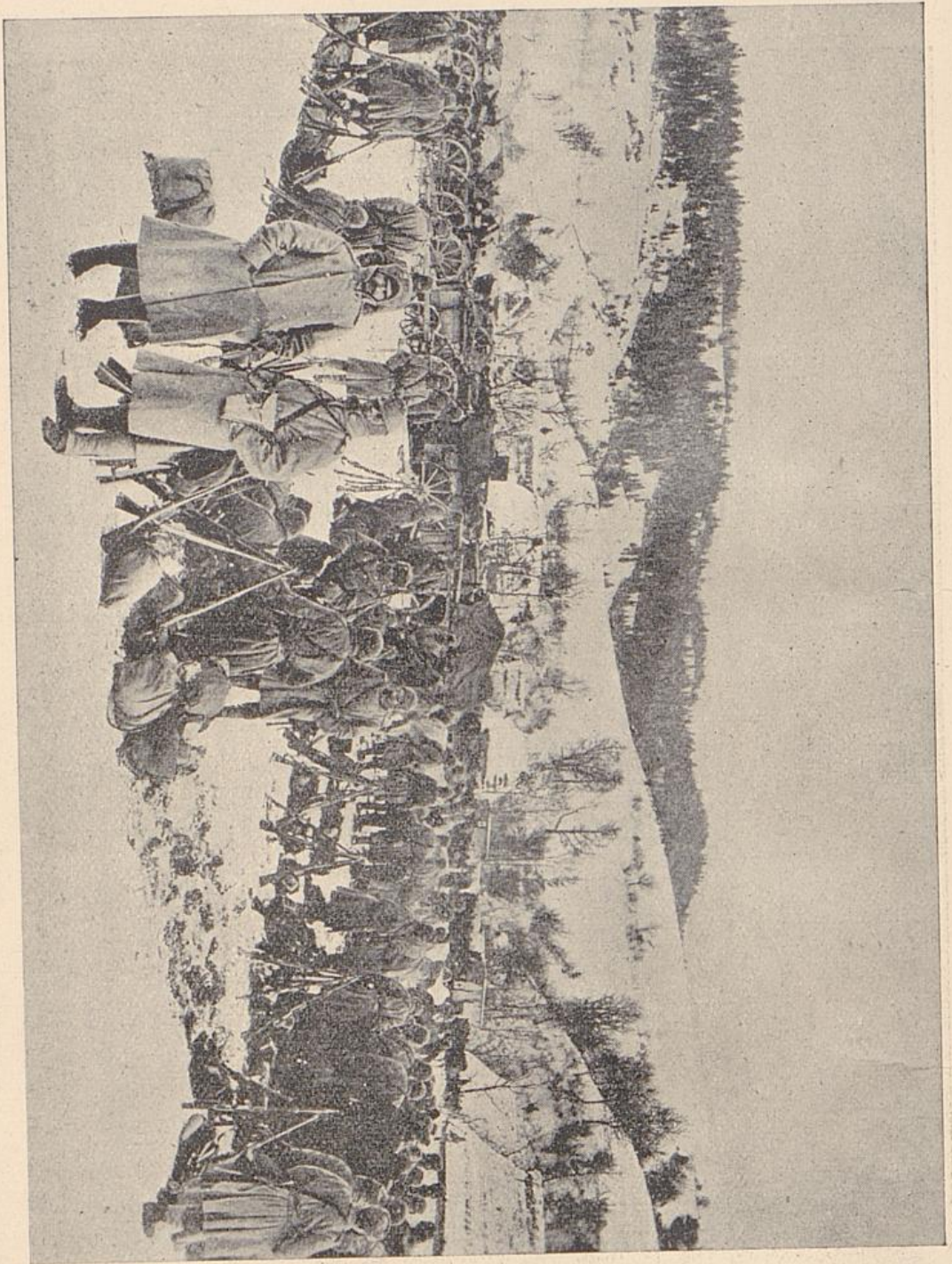
Schneelandschaft in den Karpathen.



Schneelandschaft in den Karpathen.

Tafel I

Graf österreichischer Truppen während der Kämpfe in den Karpathen.





Tafel 2

Rast österreichischer Truppen während der Kämpfe in den Karpathen.

mit Anspielung auf seinen Namen die Löwenburg (Lemberg) als neue Hauptstadt. Die Zerrissenheit des ruthenischen Gebiets machte es den Polen leicht, das Land zu erobern. Das heutige Ostgalizien ward bereits seit dem 13. Jahrhundert dauernd mit dem Polenreiche vereint. Zu einer innern Verschmelzung zwischen Polen und Ruthenen kam es aber nie. Auch die Lubliner Union, durch welche die Ruthenen sich insofern mit der römischen Kirche vereinigten, als sie den Papst als Oberhaupt anerkannten, brachte beide Völker nicht näher. Die ruthenische Kirche bewahrte in Sprache, Kultur, Sitte, Kalender durchaus ihre griechische Eigenart und wacht bis heute ängstlich darüber. Polonisiert hat sich nur der hohe Adel unter den Ruthenen. Das Landvolk blieb in Sprache, Tracht, Sitte, Fühlen und Denken seiner Vergangenheit treu. Im Lauf des 19. Jahrhunderts entstand unter den Ruthenen eine nationale Bewegung von immer zunehmender Kraft. Freilich ward diese Kraft wesentlich gebrochen dadurch, daß sich die Bewegung bald in zwei sehr verschiedene Zweige gabelte. Die ältere ruthenische Bewegung war die russenfreundliche oder moskalofile. Teils aus religiösen Gründen, weil ihnen die Unterordnung unter Rom nicht behagte, teils aus nationalen Gründen, weil sie unter russischer Herrschaft besser ihre Eigenart bewahren zu können glaubten, als unter der polnischen Landesverwaltung in Galizien, schielte diese Richtung unter den Ruthenen nach Rußland hinüber, in dessen Grenzen sich der bei weitem größere Teil ihrer Volksgenossen befand. Die Russen unterließen ihrerseits nichts, um die Beziehung mit diesen angeblich von Österreich unterdrückten moskalofilen Ruthenen zu pflegen und zu stärken. Daß sie hierbei erfolgreich gewesen, hat der Krieg bewiesen.

Der zweite Zweig der ruthenisch-nationalen Bewegung ist der Ukrainismus, welcher die Schaffung eines großen selbständigen Ruthenenreichs, der Ukraine, erstrebt, das womöglich auch die im angrenzenden Westrußland lebenden Ruthenen umfassen soll. Die ukrainische Bewegung ist bei weitem die stärkere, ihr gehört vor allem die In-

telligenz und die Jugend an. Im scharfen Gegensatz zu den Polen, welche das ruthenische Ostgalizien ihren polnischen Bestrebungen dienstbar machen möchten, trachten die Ukrainer danach, Ostgalizien hinsichtlich der Landesverwaltung möglichst ganz von Westgalizien zu lösen. In ihren Kämpfen um größeren Einfluß auf die Landesgesetzgebung und Regierung, wie auch in ihrem Bestreben, das ruthenische Volk durch Schulen und durch allerlei kulturelle Einrichtungen zu heben, sind die Ruthenen erfolgreich gewesen. Die Schwierigkeit der polnisch-ruthenischen Frage liegt aber darin, daß auch in Ostgalizien eine große polnische Minorität vorhanden ist.

Gleichwohl sind auch heute noch die Polen die herrschende Nation in Galizien. Die innere Amtssprache der Behörden ist die polnische. Durch ihre kluge Politik im Wiener Reichsrat, die ihnen auch wesentlichen Anteil an der Regierung des österreichischen Staatswesens und der Gesamtmonarchie verschaffte, haben die Polen es verstanden, allmählich die Verwaltung Galiziens ganz in ihre Hände zu bringen. Die Beamten sind auch in Ostgalizien vorwiegend Polen. Mit zäher Ausdauer und großem Geschick haben die galizischen Polen sich namentlich in kultureller Beziehung fast unabhängig gemacht. Das Schulwesen Galiziens, auch die Mittelschulen (Gymnasien, Realschulen und Lehrerseminare) stehen ganz unter der Hand des polnischen Landeschulrats. Hinsichtlich der Presse und des Vereinswesens genießen die galizischen Polen die weitgehendste Freiheit. Die Universitäten in Krakau und Lemberg wurden Mittelpunkte polnischen Geisteslebens und polnischer Wissenschaft und Pflegstätten der auf eine große Zukunft abzielenden Bestrebungen des polnischen Volkes. Freilich ist um die Lemberger Hochschule ein heißer Kampf mit den Ruthenen entbrannt, der schließlich dahin führte, daß die österreichische Regierung den Ruthenen die Zusage der Gründung einer ruthenischen Universität neben der polnischen in Lemberg geben mußte. Als Entschädigung für diese Konzession erhielten die Polen das Versprechen der Errichtung einer Hochschule für Bergbau in Krakau.

In Lemberg und Krakau haben die Polen zwei Mittelpunkte ihres nationalen Lebens, die sich, von schöner Lage, natürlichen Reizen, einer großen Vergangenheit und neuerdings auch guten Verkehrswegen begünstigt, in den letzten Jahrzehnten verheißungsvoll entwickelt haben. Lemberg ist die eigentliche Landeshauptstadt. Sie zählt 210 000 Einwohner, wovon etwa ein Viertel Juden sind, 11 % Ruthenen, 3 % Deutsche, auch unter letzteren noch einzelne Juden. Lemberg ist Sitz der Statthalterei und zahlreicher Landesbehörden. Die Stadt mit ihren breiten Straßen, schönen Anlagen, imposanten Bauten macht einen durchaus modernen Eindruck.

Während in Lemberg neben dem polnischen vielfach in neuerer Zeit das ruthenische Element stark hervortritt, hat Krakau durchaus das Gepräge einer rein polnischen Stadt. Durch Einverleibung der Vororte ist die Bevölkerungszahl von Krakau neuerdings auf 160 000 gestiegen. Überall tritt in der inneren Stadt der altertümliche Charakter hervor. Die Stadt, welche einst 80 Kirchen zählte, hat deren auch heute noch 41, darunter viele von hervorragender architektonischer Schönheit und großem Reichtum an Kunstschätzen. Auf einem Hügel an der Weichsel liegt in beherrschender Stellung das Nationalheiligtum der Polen, das Königsschloß Wawel mit der gotischen Domkirche, in deren unterirdischen Gewölben in Sarkophagen die Gebeine einer ganzen Reihe polnischer Könige, auch die Asche des größten polnischen Dichters, des Adam Mickiewicz, ruhen.

Auch ein so kurzer Überblick über Land und Leute in Galizien, wie wir ihn im Rahmen des vorliegenden Büchleins nur bieten können, würde unvollständig sein, wenn nicht des jüdischen Elementes darin gedacht würde. Das Bild der galizischen Städte, der großen wie der kleineren, ist grade durch dieses Element sehr wesentlich bestimmt. In vielen Städten bilden die Juden mehr wie 50 % der Bevölkerung; und wenige wird es geben, in denen sie nicht wenigstens 20 % ausmachten. Abgesehen von einem sehr kleinen Teil, der — auch immer nur oberflächlich — polonisiert ist, sind die Juden nicht

nur in religiöser, sondern auch in völkischer Hinsicht ein vollkommen selbständiger, eigenartiger Bestandteil. Religiöses und Nationales läßt sich auch bei keinem Volke weniger sondern als bei den Juden. Die zionistische Bewegung, welche sich gegen die Verschmelzung der Juden mit andern Nationen richtet und die jüdische Volksart erhalten will in Absicht auf die Begründung eines unabhängigen Judenstaats, hat wohl nirgends so tiefe Wurzeln in den breiten Massen geschlagen als grade in Galizien. In sozialer Beziehung schillert das galizische Judentum in allen Farben. Neben Millionären und fürstlichen Geschäftsleuten, auch reichen Gutsbesitzern und zahlreichen Advokaten und Medizinern, gibt es auch ein großes jüdisches Proletariat. Die Masse der jüdischen Bevölkerung gehört wie überall dem Kaufmannsstande an. Doch ist es eine beachtenswerte Erscheinung, daß in den größern und mittlern Städten neben der jüdischen Kaufmannswelt, die früher den Handel fast ganz in Händen hatte, mehr und mehr auch ein polnischer, in Ostgalizien auch ein ruthenischer Kaufmannsstand aufkommt. Sehr zahlreich sind die Juden auch im Handwerkerstand vertreten. Man findet hier oft fleißige, sparsame und tüchtige Arbeiter unter ihnen. Endlich sei bemerkt, das auf den Dörfern die Juden hie und da auch der Landwirtschaft obliegen, und zwar nicht nur als Nebenbeschäftigung und nicht nur als Pächter oder Gutsherrn. In den Städten sind die meisten Kutscher auf den „Fiakern“ Juden.

In frühern Zeiten bildeten auch die Armenier, die Nachkommen von Flüchtlingen aus der Zeit des spätern Mittelalters, ein in den Städten hervorstechendes Bevölkerungselement. Die armenischen Kirchen, welche sich hie und da finden, und das armenische Erzbistum in Lemberg erinnern noch heute an diese Zeit. Doch sind die Armenier längst polonisiert, wie sie auch in religiöser Hinsicht sich durchaus an die römisch-katholische Kirche angeschlossen haben. In Lemberg gibt es somit drei verschiedene, vom Papst abhängige Erzbischöfe: neben dem polnischen den ruthenischen und den armenischen.

2. Das deutsche Volkselement in Galizien.

Obwohl in der Hauptsache ein slawisches Land, hat doch Galizien seit alten Zeiten auch einen starken Einschlag deutscher Bevölkerung gehabt und die Spuren deutscher Kultur, deutscher Arbeit, deutschen Fleißes haben sich tief in das Land eingegraben.

Als in den Kämpfen des verfloffenen Kriegsjahres die deutschen Truppen vom Westen her in den großen Schlachten des Winters nach Neu-Sandez kamen, da waren sie ganz erstaunt, neben Polen, Ruthenen und Juden auch ein starkes deutsches Volkselement in dieser Stadt und ihrer Umgebung zu finden. Als dann die Truppen der deutschen Südmee über Ungarn her in die Karpathen einrückten, da fanden sie dort, wo sie nur eine fremde, slawische Bevölkerung vermutet hatten, mit einmal deutsche Dörfer mit deutschem Namen, Annaberg, Feliziental, Josefthal, Leopoldsdorf, Brigidau, Neudorf u. s. f. Und in diesen deutschen Dörfern ertönte die liebe heimische deutsche Sprache, wehte deutsche Luft, liefen blauäugige, blondhaarige Kinder herum, und die deutschen Soldaten fühlten sich dort zu Hause. Und so wars, als im Südosten in der tapferen Armeegruppe Pflanzers-Baltin deutsche Kavallerietruppen nach Sniatyn, Kolomea, Radworna vorrückten. Sie fanden auch dort deutsche Dörfer, sie konnten in Kirchlein eintreten, in denen sie die Predigt in ihrer lieben Muttersprache hörten, sie herbergten in deutschen Schulen und deutschen Bauernhäusern.

Von welcher Seite man auch nach Galizien kommt, man wird überall neben dem slawischen und jüdischen, auch auf das deutsche Volkselement stoßen. Man wird überall finden, daß die deutsche Sprache in diesem Land noch eine große Bedeutung besitzt, wie sie denn auch tatsächlich nach dem geltenden Recht, neben der polnischen und ruthenischen, die dritte Landessprache ist.

Wenn man freilich die offiziellen Volkszählungen zu Rate zieht, so scheint die deutsche Bevölkerung in Galizien doch nur einen sehr geringfügigen Bruchteil darzustellen.

Es ist aber schon wiederholt von kundiger Seite darauf hingewiesen worden, daß diese offiziellen Zahlen kein richtiges Bild geben. Es mag daher nicht umsonst sein, wenn in diesem Büchlein, welches eine genaue und wahrheitsgemäße Darstellung der heutigen Bedeutung des deutschen Volkselements in Galizien geben will, auf diesen Punkt eingegangen wird. Wir beziehen uns hier auf die durchaus zuverlässigen Angaben des im Jahre 1914 vom Bund der christlichen Deutschen in Galizien herausgegebenen illustrierten Werkes: „Das Deutschtum in Galizien“ und auf die vorzügliche Darstellung, welche Professor Dr. Raimund Raindl in seiner „Geschichte des Deutschtums in den Karpathenländern“ Band 3. Seite 126 ff. gegeben hat. Im Jahre 1851 gab es in Galizien 93,387 Deutsche bei einer Gesamtbevölkerung von 4,555 477 (2.05%). Im Jahre 1880 wurden 323 612 Deutsche bei einer Gesamtbevölkerung von 5,938 461 gezählt, also 5.45%. Im Jahre 1910 ergibt die Volkszählung 90 469 Deutsche bei einer Gesamtbevölkerung von 8 025 675 (1.1%).

Diese Zahlen sind im hohem Grade auffällig. Der nächste Eindruck ist der, daß das Deutschtum seit dem Jahre 1851 zunächst einen gewaltigen numerischen Aufschwung genommen hat, der in seiner Raschheit fast beispiellos dastände, indem die Deutschen in den 29 Jahren (von 1851—1880) sich von 2.05% auf 5.45% der Gesamtbevölkerung vermehrt hätten, und dann wäre ein ebenso auffälliger, rascher Rückgang eingetreten, der im Verlauf der 30 Jahre von 1880—1910 den Anteil des deutschen Elements auf nur 1.1% sinken ließ.

In Wahrheit haben solche gewaltige aufsteigende und abnehmende Bewegungen innerhalb der deutschen Bevölkerung Galiziens nicht stattgefunden. Die Erklärung für die Zahlen der Volkszählung wird vor allem, wie übrigens auch die offiziellen polnischen Erläuterungen in den statistischen Handbüchern zugeben, durch die wechselnde Stellung des Judentums gegeben. Das scheinbar ungeheure Anwachsen der deutschen Bevölkerung von 1851—80 erklärt sich einfach daraus, daß während dieser

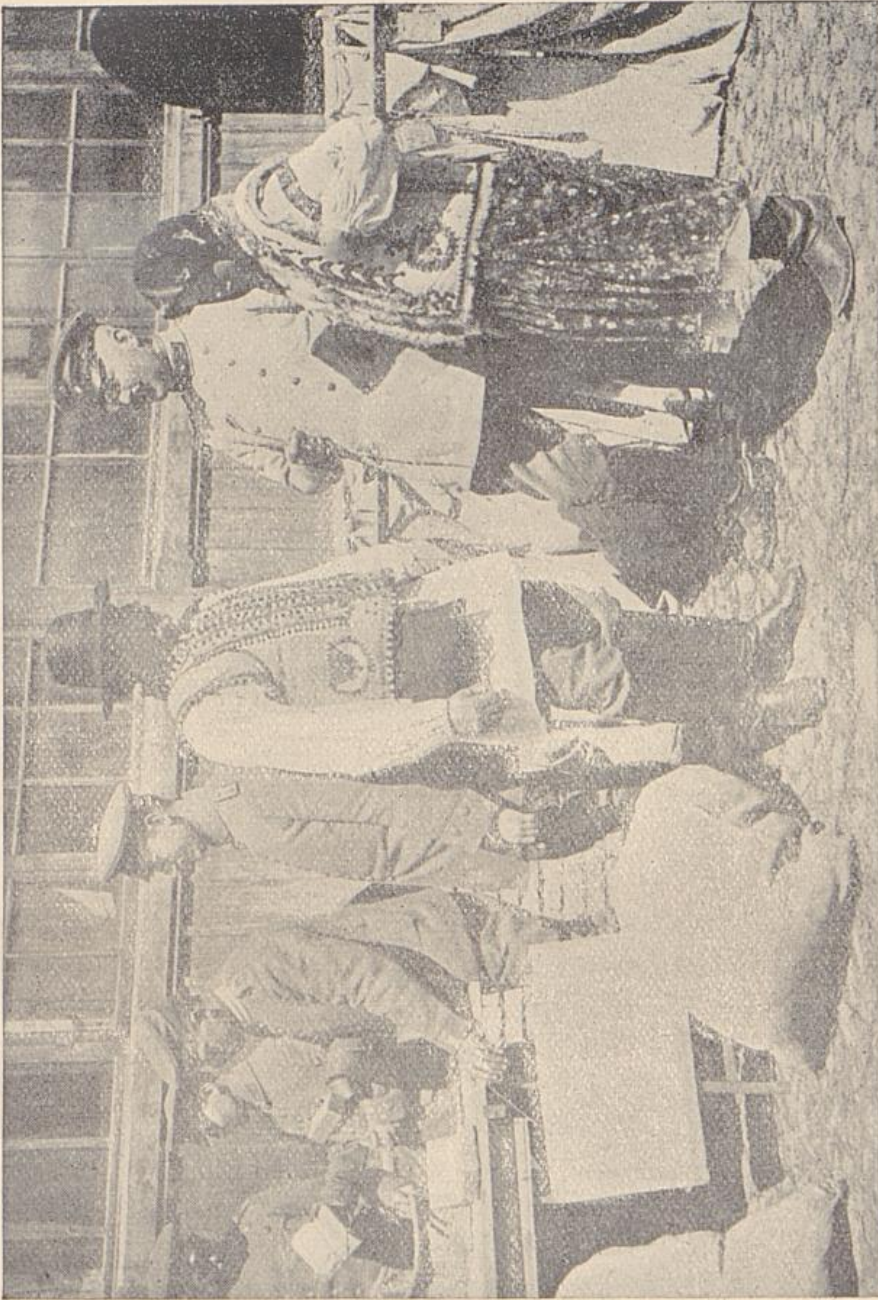
Zeit die Juden sich in Scharen zur deutschen Nationalität bekannten, worin ihnen auch damals seitens der Behörden keine Schwierigkeiten gemacht wurden. Man kann mit Fug und Recht annehmen, daß unter den 323612 Deutschen des Jahres 1880 mindestens zwei Drittel Juden waren. Seit aber die immer mehr erstarkende national-polnische Bewegung die Stellung des Deutschtums im Lande erschwerte und auf die Juden direkt ein Druck ausgeübt wurde, zogen diese es vor, sich wieder als Polen auszugeben. Die Tatsache, daß die arischen Deutschen — Protestanten sowohl als Katholiken — seit Beginn des 20. Jahrhunderts in zunehmendem Maße sich des jüdischen Einflusses erwehrten, sich wirtschaftlich und national, unter ausgesprochenem Ausschluß der Juden, organisierten, trug jedenfalls auch das Ihre dazu bei, daß die Juden von den Deutschen abrückten. Bei der Volkszählung des Jahres 1910 dürften sich kaum 10000 Juden noch als Deutsche ausgegeben haben. Wir würden demnach ziemlich sicher annehmen können, daß Deutsche arischer Abkunft im Jahre 1910 sich etwa 80000 in Galizien befanden.

Es soll schon hier nicht unerwähnt bleiben, daß das An- und Abschwellen der deutschen Bevölkerungsziffer noch einen zweiten Grund hat, der freilich lange nicht die Bedeutung des ersten besitzt. Es ist nämlich Tatsache, daß seit dem Jahre 1880 bis etwa zum Jahre 1905 eine zunehmende starke Auswanderung deutscher Bauern aus Galizien stattfand. Es wird an späterer Stelle noch Gelegenheit sein, auf diese Erscheinung genauer einzugehen. Hier kann nur festgestellt werden, daß ohne diese Auswanderung die Zahl der Deutschen gegenwärtig in Galizien eine sehr beträchtliche sein würde. Es muß aber auch zugleich bemerkt werden, daß seit dem Jahre 1905 die Auswanderung rasch abgenommen hat. Die Zählungen in einzelnen galizischen Gemeinden durch zuverlässige deutsche Vertrauensmänner bewiesen, daß sich in diesen eine erhebliche Bevölkerungszunahme zeigt. So hat sich, um nur ein Beispiel anzuführen, die Zahl der Deutschen in dem Ort Anihinin-Kolonie bei Stanislaw,

von 305 im Jahre 1880, worunter damals zweifellos sehr viele Juden waren, auf 1564 im Jahre 1910 (worunter höchstens 200 Juden waren) vermehrt. Diese Zahl, die genau den tatsächlichen Verhältnissen entspricht, wäre freilich nicht in die offiziellen Listen gekommen, wenn nicht in Krihinin Kolonie in der Volkszählungskommission wädere deutsche Männer gesessen hätten, die treu darüber wachten, daß alle Deutschen auch wirklich als Deutsche in die Volkszählungslisten eingetragen würden.

Und damit kommen wir auf ein drittes für die Beobachtung der in Rede stehenden Frage sehr wesentliches Moment. Wie in vielen Gegenden Osterreichs, in denen nationale Kämpfe stattfinden, so ist auch in Galizien die Volkszählung ein Gegenstand des heißesten, nationalen Ringens. Diejenigen Faktoren, welche die Macht in den Händen haben, setzen alles daran, um bei der Volkszählung diejenigen Resultate zu erzielen, die in ihrem Interesse liegen. Es soll damit nicht der Vorwurf der absichtlichen Fälschung gegen die Behörden erhoben werden. Aber in einem Lande, dessen kulturelle Verhältnisse in vielen Beziehungen noch rückständig sind, ist es klar, daß bei der Volkszählung diejenigen Organe, welche in den einzelnen Ortschaften als Kommissäre ihres Amtes walten, einen ganz entscheidenden Einfluß auf den Ausfall des Zählungsergebnisses haben. In Galizien sind die Kommissionen größtenteils in den Händen von Polen, und die Polen haben das größte Interesse daran, Galizien als ein vorwiegend polnisches Land darzustellen und die Bedeutung des polnischen Volkselements gegenüber dem ruthenischen, aber auch gegenüber dem deutschen in ein recht helles Licht zu stellen. Wie dabei oft große deutsche Gemeinden und erhebliche deutsche Minderheiten fast ganz unter den Tisch fallen können, dafür sind in den erwähnten Quellenwerken interessante Belege beigebracht worden.

Eins der schönsten deutschen Dörfer in Galizien, eine Perle der ländlichen deutschen Kolonien mit rein deutschem Charakter, ist Hohenbach im Bezirk Mielec in Westgalizien. Wer in dieses Dorf kommt, fühlt sich



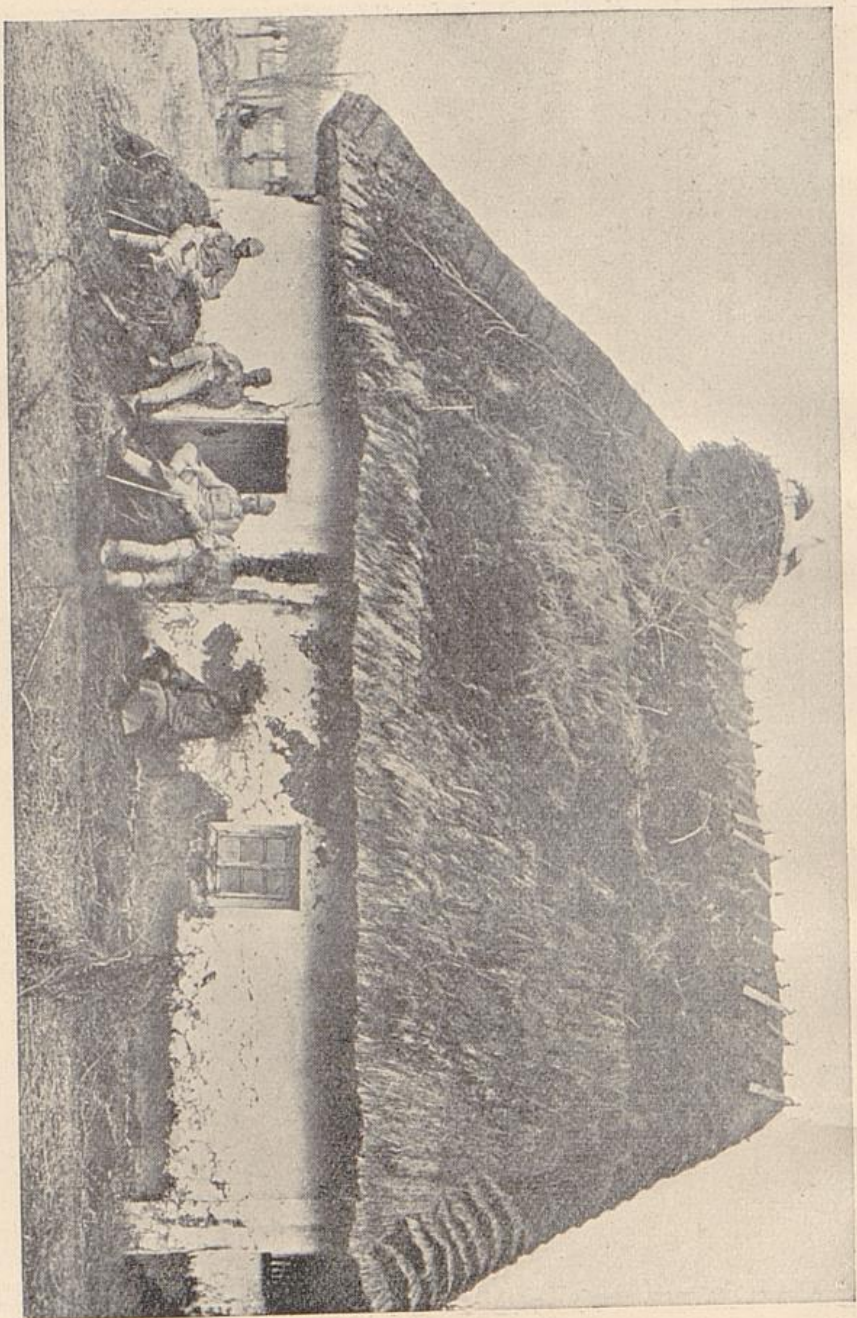
Deutsche Feldpost und ruthenische Bauern.



Deutsche Feldpost und ruthenische Bauern.

Tafel 3

Muthensisches Bauernhaus. (Die Störche haben sich durch das Schießen ihren Aufenthalt im Neste nicht verleben lassen.)





Tafel 4

Ruthenisches Bauernhaus. (Die Störche haben sich durch das Schießen ihren Aufenthalt im Neste nicht verleiden lassen.)



mitten nach Deutschland verlegt, aus dem die Vorväter der deutschen Bauern nach Galizien einwanderten. Die Bewohner von Hohenbach, wie die vieler deutscher Kolonien, sprechen nur sehr unvollkommen, viele der älteren Bewohner fast gar nicht polnisch. Trotzdem weist die amtliche Statistik des Jahres 1900 für Hohenbach im Ganzen 4 Deutsche aus. Demnach wäre Hohenbach ein vollkommen polnisches Dorf! In Burgthal bei Grodel wohnen unter 204 Einwohnern 170 Deutsche. „Echte, biedere Schwaben“ nennt sie Professor Raindl. Nach dem Gemeindeglossar von Galizien, herausgegeben von der k. k. statistischen Zentralkommission, gibt es überhaupt in diesem Dorfe keine Deutschen, sondern nur Polen und Ruthenen.

Auf eine andere höchst charakteristische Tatsache weist Pfarrer Dr. Kesselring in dem Werk des Bundes der christlichen Deutschen hin (Seite 8). Er stellt fest, daß im Jahre 1900 sich in Galizien nicht weniger als 9214 Protestanten zur polnischen Umgangssprache bekannten. Nach den kirchlichen statistischen, von den Berichten evangelischer Pfarrer herrührenden Daten ist von diesen über 9000 polnischen Protestanten überhaupt nichts bekannt. Es gibt in Galizien eine einzige evangelische Landgemeinde mit ursprünglich polnischer Bevölkerung. Das ist das Dörflein Salmopol im äußersten Westen. Außerdem gibt es noch eine kleine polonisierte evangelische Gemeinde deutscher Abkunft, Deutsch-Lednica bei Krakau. Dazu kommen etliche 100 polonisierte Deutsche und einige eingewanderte schlesische Protestanten, die sich als Polen fühlen, in Lemberg und Krakau; alles zusammen bei höchstgreifender Schätzung höchstens 2000 evangelische Polen. Demnach bereichert die offizielle Zählung des Jahres 1900 nur hinsichtlich des protestantischen Elements das Polentum um zirka 7200 Seelen, die in Wahrheit dem Deutschtum zuzuschreiben wären.

Es muß anerkannt werden, daß die Zählung des Jahres 1910, bei welcher die Deutschen besser organisiert waren und wenigstens in den größeren Ortschaften besser aufgepaßt haben, nicht solche handgreiflichen Irrtümer und

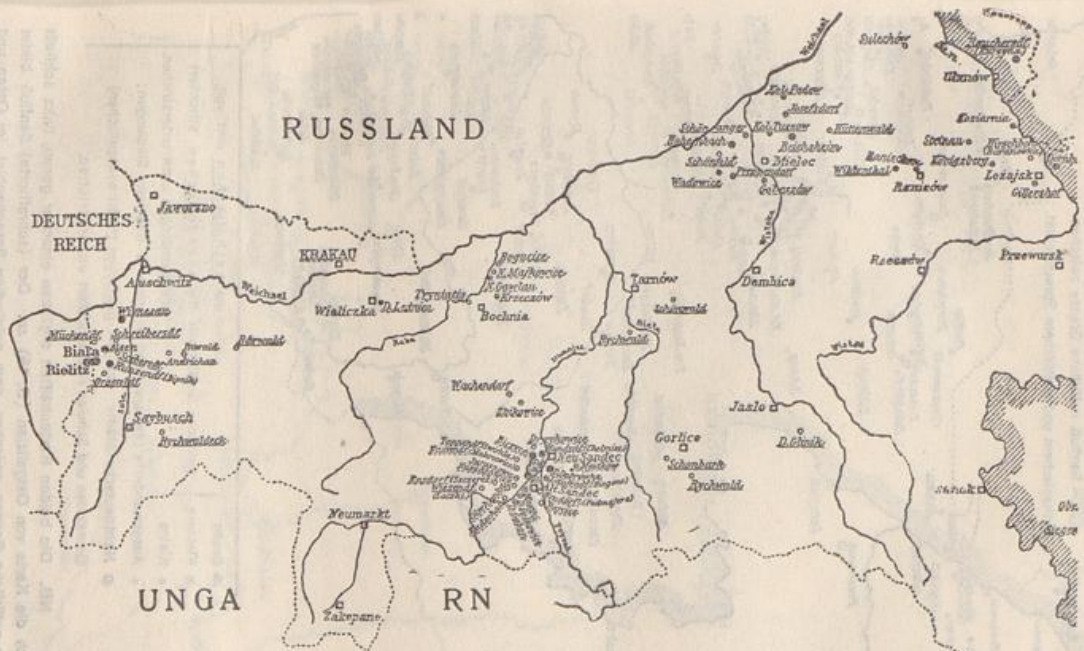
Irreführungen enthält. Aber auch im Jahre 1910 ist namentlich bezüglich der deutsch-katholischen Siedelungen, welche meist unter dem Einfluß polnisch gesinnter Geistlicher und Pfarrer stehen und ganz besonders auch hinsichtlich der vielen, innerhalb polnischer Umgebung zerstreuten deutschen Familien viel dem Deutschtum abgerechnet worden, was ihm eigentlich zugehört. Professor Raindl bemerkt in seinem erwähnten Buche, daß nach privaten Zählungen in Galizien etwa 100 000 arische Deutsche leben, und man wird diese Schätzung als richtig anerkennen, insofern es sich um wirklich ausgesprochene Deutsche, das heißt, solche Deutsche handelt, die sich auch als Deutsche fühlen und ihre Kinder deutsch erziehen. Wollte man freilich die vielen Deutschen verzeichnen, die durchaus deutscher Herkunft sind, aber unter dem Einfluß ihrer Umgebung im Begriff oder in der Gefahr stehen, sich polonisieren zu lassen oder diejenigen, die aus Geschäftsücksichten unter dem Druck polnischer Dienstgeber stehend, es nicht wagen ihr Deutschtum offen zu bekennen, so würde die Zahl der Deutschen Galiziens eine erstaunlich große sein.

Das Deutschtum in Galizien würde vielleicht infolge seiner Vereinsamung, infolge des starken Druckes, der seit Jahrzehnten von polnischer Seite auf es ausgeübt worden ist und, man muß es offen sagen, infolge der Vernachlässigung, die ihm lange Zeit seitens der deutsch-österreichischen Politiker widerfuhr, noch in viel weiterem Maße zurückgegangen sein, wenn es nicht seine Kraft in einer erheblichen Anzahl urwüchsiger deutscher Bauerndörfer gehabt hätte.

Es ist zwar nicht richtig, daß das gesamte heutige Deutschtum in Galizien sich auf diese Bauerngemeinden, die sogenannten deutschen Kolonien, zurückführt. Raindl hat nachgewiesen, daß die Kolonisation Galiziens im 18. Jahrhundert anfangs keine ländliche war, sondern in der Heranziehung deutscher Kaufleute und Handwerker in die Städte bestand. Aber das Rückgrat des galizischen Deutschtums bilden tatsächlich heute die Landgemeinden. Man zählt gegenwärtig etwa 172 deutsche „Kolonien“, unter

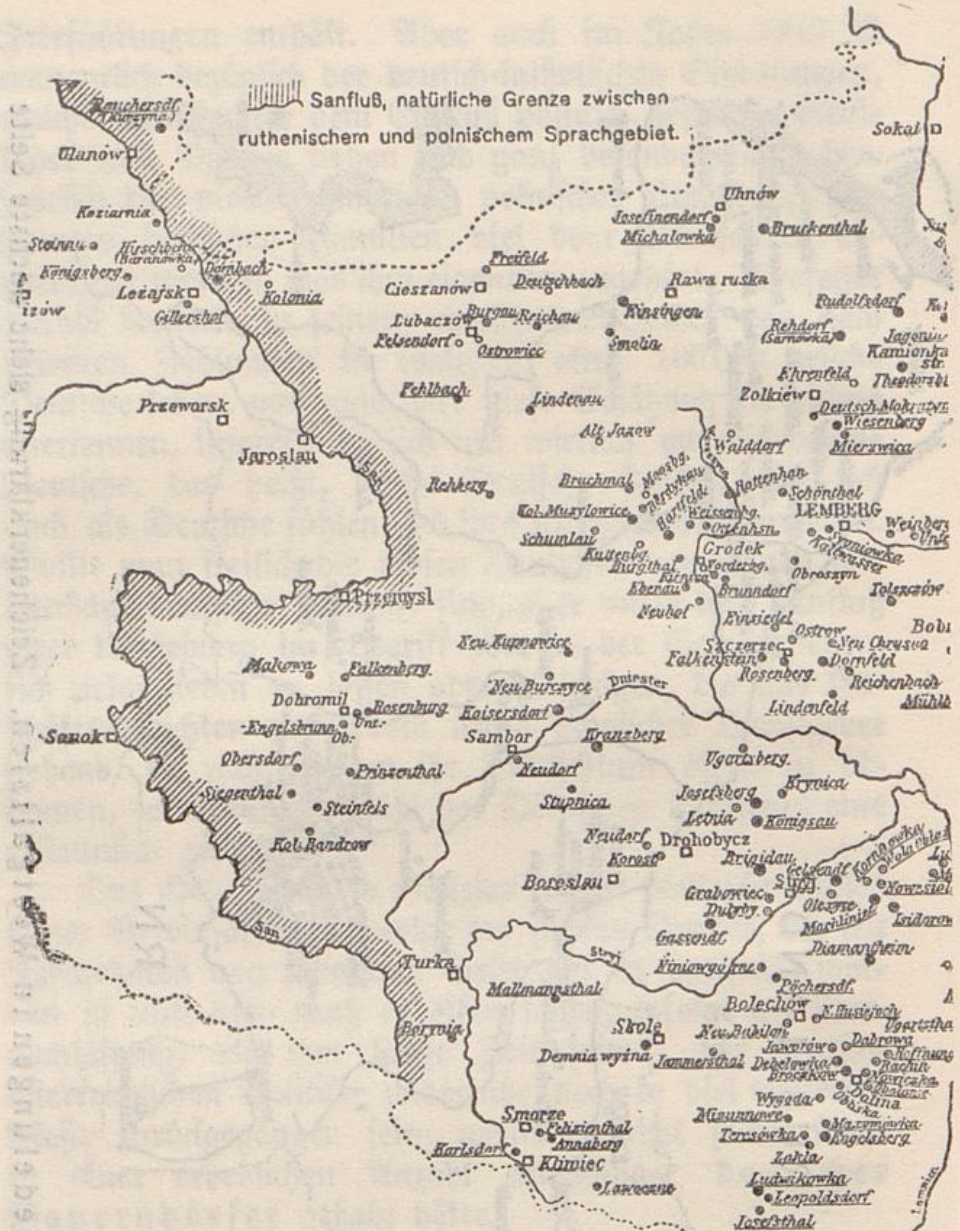


Die deutschen Siedelungen in Westgalizien. Zeichenerklärung siehe nächste Seite

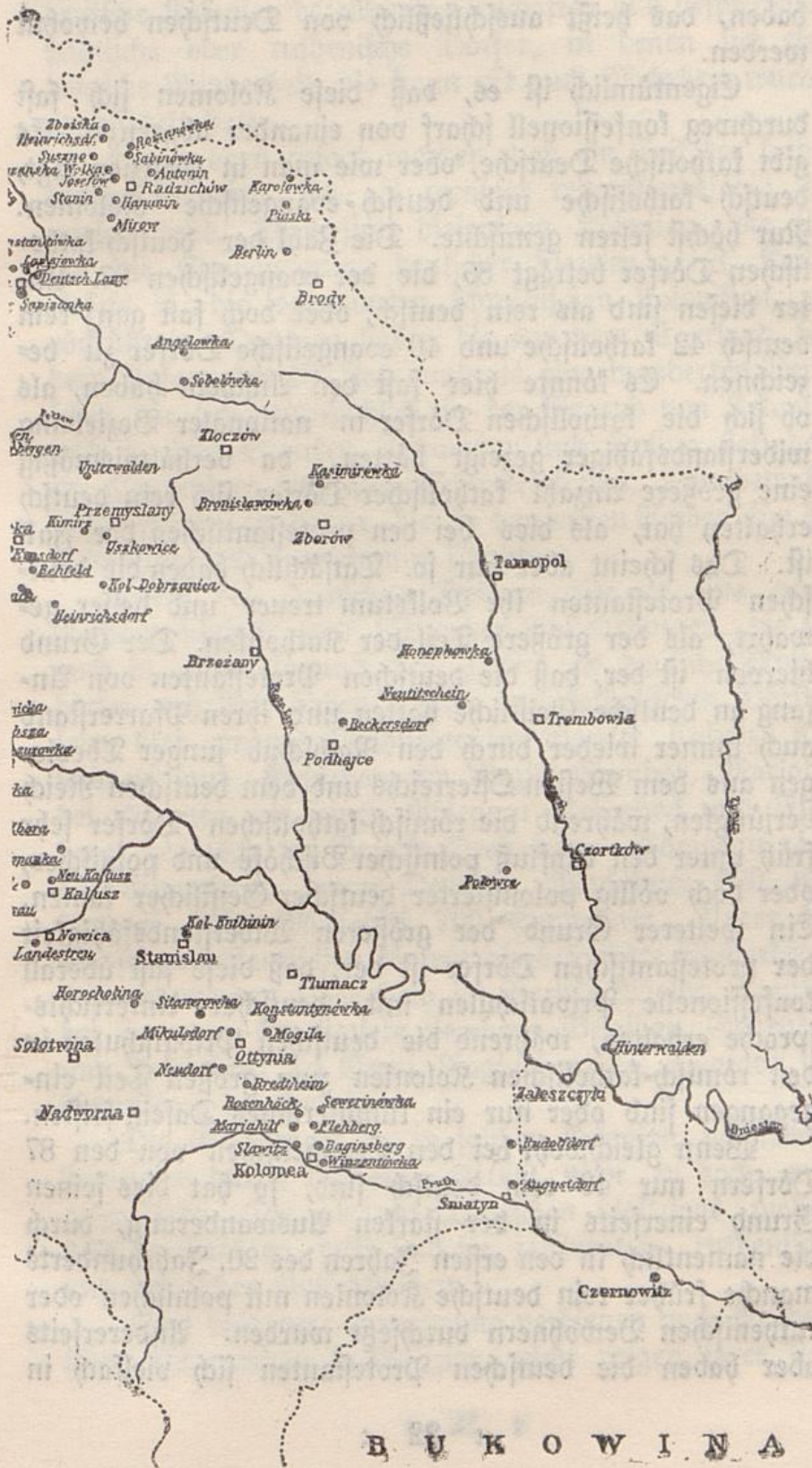


Die deutschen Siedelungen in Westgalizien. Zeichenerklärung siehe nächste Seite

Die deutschen Siedelungen



in Ostgalizien.



welchen sich 82 befinden, die noch rein deutschen Charakter haben, das heißt ausschließlich von Deutschen bewohnt werden.

Eigentümlich ist es, daß diese Kolonien sich fast durchweg konfessionell scharf von einander abgrenzen. Es gibt katholische Deutsche, oder wie man in Galizien sagt, deutsch-katholische und deutsch-evangelische Kolonien. Nur höchst selten gemischte. Die Zahl der deutsch-katholischen Dörfer beträgt 85, die der evangelischen 87. Unter diesen sind als rein deutsch, oder doch fast ganz rein deutsch 42 katholische und 40 evangelische Dörfer zu bezeichnen. Es könnte hier fast den Anschein haben, als ob sich die katholischen Dörfer in nationaler Beziehung widerstandsfähiger gezeigt hätten, da verhältnismäßig eine größere Anzahl katholischer Dörfer sich rein deutsch erhalten hat, als dies bei den protestantischen der Fall ist. Das scheint aber nur so. Tatsächlich haben die deutschen Protestanten ihr Volkstum treuer und besser gewahrt, als der größere Teil der Katholiken. Der Grund hiervon ist der, daß die deutschen Protestanten von Anfang an deutsche Geistliche hatten und ihren Pfarrerstand auch immer wieder durch den Nachschub junger Theologen aus dem Westen Oesterreichs und dem deutschen Reich verjüngten, während die römisch-katholischen Dörfer sehr früh unter den Einfluß polnischer Bischöfe und polnischer, oder doch völlig polonisierter deutscher Geistlicher kamen. Ein weiterer Grund der größeren Widerstandsfähigkeit der protestantischen Dörfer ist der, daß diese fast überall konfessionelle Privatschulen mit deutscher Unterrichtssprache erhalten, während die deutschen Privatschulen in den römisch-katholischen Kolonien zum großen Teil eingegangen sind oder nur ein kümmerliches Dasein fristen.

Wenn gleichwohl bei den Evangelischen von den 87 Dörfern nur 40 rein deutsch sind, so hat dies seinen Grund einerseits in der starken Auswanderung, durch die namentlich in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts manche früher rein deutsche Kolonien mit polnischen oder ruthenischen Bewohnern durchsetzt wurden. Andererseits aber haben die deutschen Protestanten sich vielfach in

ihrer Umgebung ausgebreitet und manche, heute als deutsche Kolonien bezeichnete Ortschaften sind ursprünglich polnische oder ruthenische Dörfer, in denen sich eine deutsche Minderheit, die dann oft auch Mehrheit wurde, angesiedelt hatte.

Es ist oben gesagt worden, daß ein Teil der katholischen Kolonien sich als weniger widerstandsfähig erwiesen habe. Dies sind diejenigen Kolonien, die sich auf die Einwanderung deutscher Bauern z. B. Kaiser Josefs II., die sogenannten schwäbischen Kolonisten, zurückführen. Dagegen haben die aus dem Egerland seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts eingewanderten Deutschen, die sich hauptsächlich in der Gegend von Kolomea und in den Bezirken Zydaczów und Dolina befinden, ihr Deutschtum trotz aller Schwierigkeiten, treu bewahrt und gehören zu denen, die in den ersten Reihen für die Erhaltung des Deutschtums kämpfen.

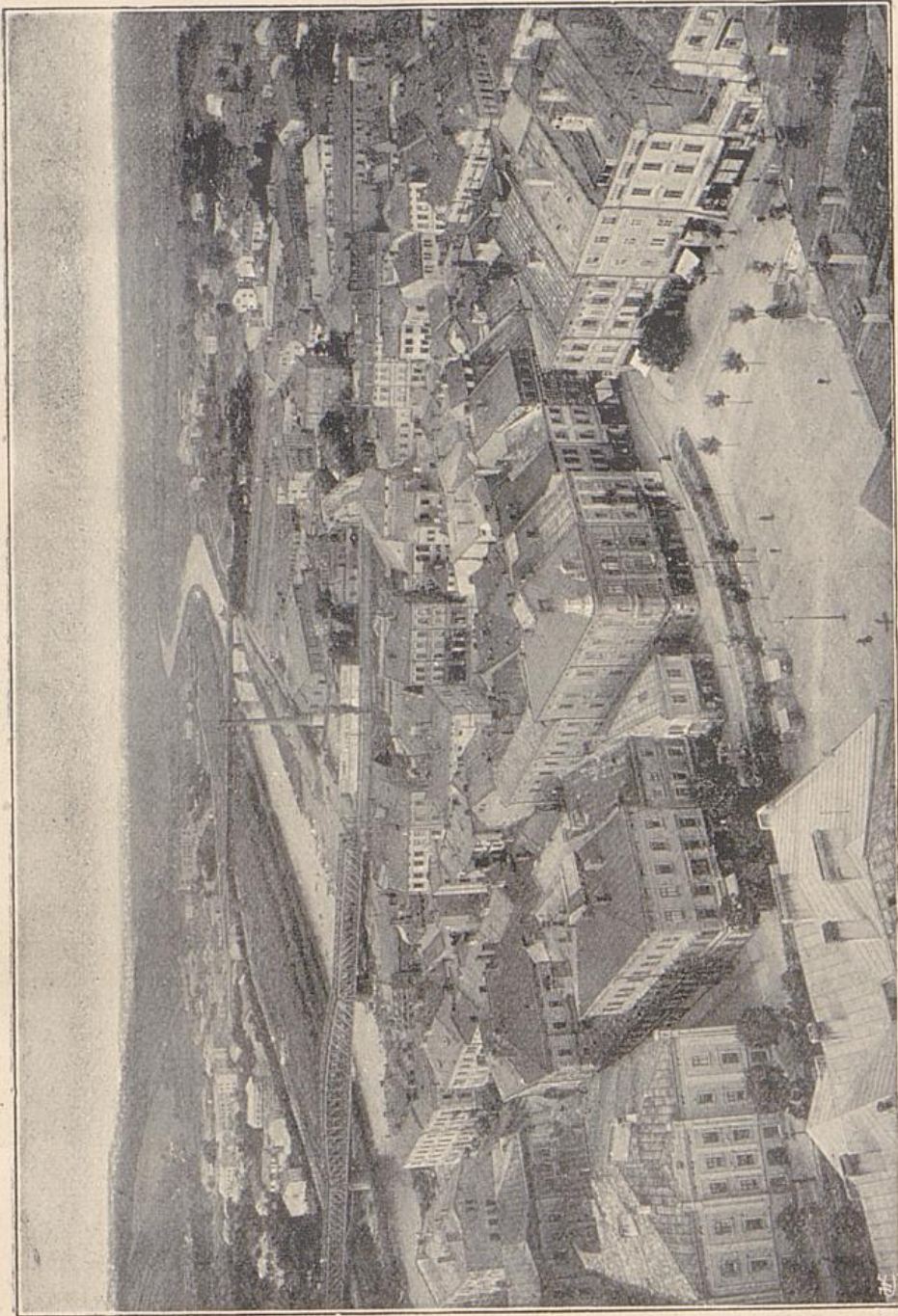
Unter den deutschen Dörfern gibt es eine ganze Reihe prächtiger und blühender Ansiedelungen, die sich auch in aller Ungunst der Zeiten als deutsche Musterdörfer erhalten haben. Von den katholischen Dörfern seien hier genannt Machliniec im Bezirke Rakusz, Kaisersdorf und Kranzberg im Bezirk Sambor, Mariahilf bei Kolomea mit seinen Ablegern Rosenheck und Flehberg, Königsau im Bezirke Drohobycz. Königsau zählt 676 Einwohner, lauter Deutsche, Machliniec 620, Kaisersdorf 660, Mariahilf 700 Einwohner. Unter den deutsch-protestantischen können als besondere Musterdörfer genannt werden Hohenbach im Bezirke Mielec, Dornfeld bei Szczerzec im Bezirke Lemberg, Brigidau, Gelsendorf und Josefsberg bei Strnj, Baginsberg bei Kolomea und Augustdorf bei Sniatyn.

Die Gesamtzahl der in solchen Kolonien wohnenden Deutschen dürfte mit etwa 60 000 nicht zu hoch angegeben sein. Die übrigen Deutschen Galiziens wohnen teils in Städten, teils sind sie zerstreut in ruthenischen und polnischen Ansiedelungen.

Eine besondere Erwähnung verdienen noch die deutschen Menmoniten in Galizien, nicht wegen ihrer Zahl,

die kaum 700 betragen dürfte, sondern wegen ihrer Lüchtigkeit und ihrer einzigartigen wirtschaftlichen Entwicklung. Sie führen sich zurück auf 14 mennonitische Familien aus Süddeutschland, die Ende des 18. Jahrhunderts einwanderten und damals kleine Bauernwirtschaften erhielten. Gegenwärtig gibt es 120 deutsche Familien mennonitischen Glaubensbekenntnisses, die in den verschiedensten Teilen Galiziens über 600 Hektar Land besitzen und weitere 16000 Hektar Land gepachtet haben. In Folge der großen Zerstreuung und der teilweise vorhandenen Abhängigkeit von polnischen Verpächtern ist die Erhaltung der völkischen und religiösen Eigenart dieser mennonitischen Deutschen allerdings sehr erschwert. Andererseits zeigen die in einer wohlorganisierten religiösen Gemeinde verbundenen Mennoniten so viel Hingabe, Opferwilligkeit und Kraft in der Erfüllung ihrer gemeinsamen Aufgaben, daß man wohl nicht bezweifeln darf, daß sie ihre Eigenart bewahren werden, besonders seit sie sich in Lemberg ein schönes eigenes Gemeindehaus gegründet und einen wackren deutschen Prediger berufen haben, der am völkischen Leben der galizischen Deutschen regen Anteil nimmt.

Das deutsche Element in den Städten läßt sich naturgemäß am wenigsten genau berechnen. Tatsächlich gibt es in Lemberg, Kralau, Neu-Sandez, Przemyßl, Stanislaw, Stryj, Kolomea zahlreiche Deutsche. Aber nur ein Teil derselben hält sein deutsches Volkstum nackensteif fest. In all diesen Städten sind im Lauf der Jahrhunderte zahlreiche Deutsche im Polentum untergegangen, worauf die vielen deutschen Namen solcher Familien hinweisen, die heute rein polnisch sind. Ganz im Westen Galiziens gibt es noch eine kleine zusammenhängende deutsche Sprachinsel mit einigen deutschen Gemeinden. Der Mittelpunkt dieser Sprachinsel ist die alte deutsche Stadt Biala, die einzige, die noch heute einen deutschen Abgeordneten in den galizischen Landtag sendet. Freilich ist das Deutschtum dieser Stadt einem starken Ansturm der Polen ausgesetzt, die unermüdlich darnach trachten, die Stadt in ihre Hände zu bringen und sie ihres deutschen Charakters



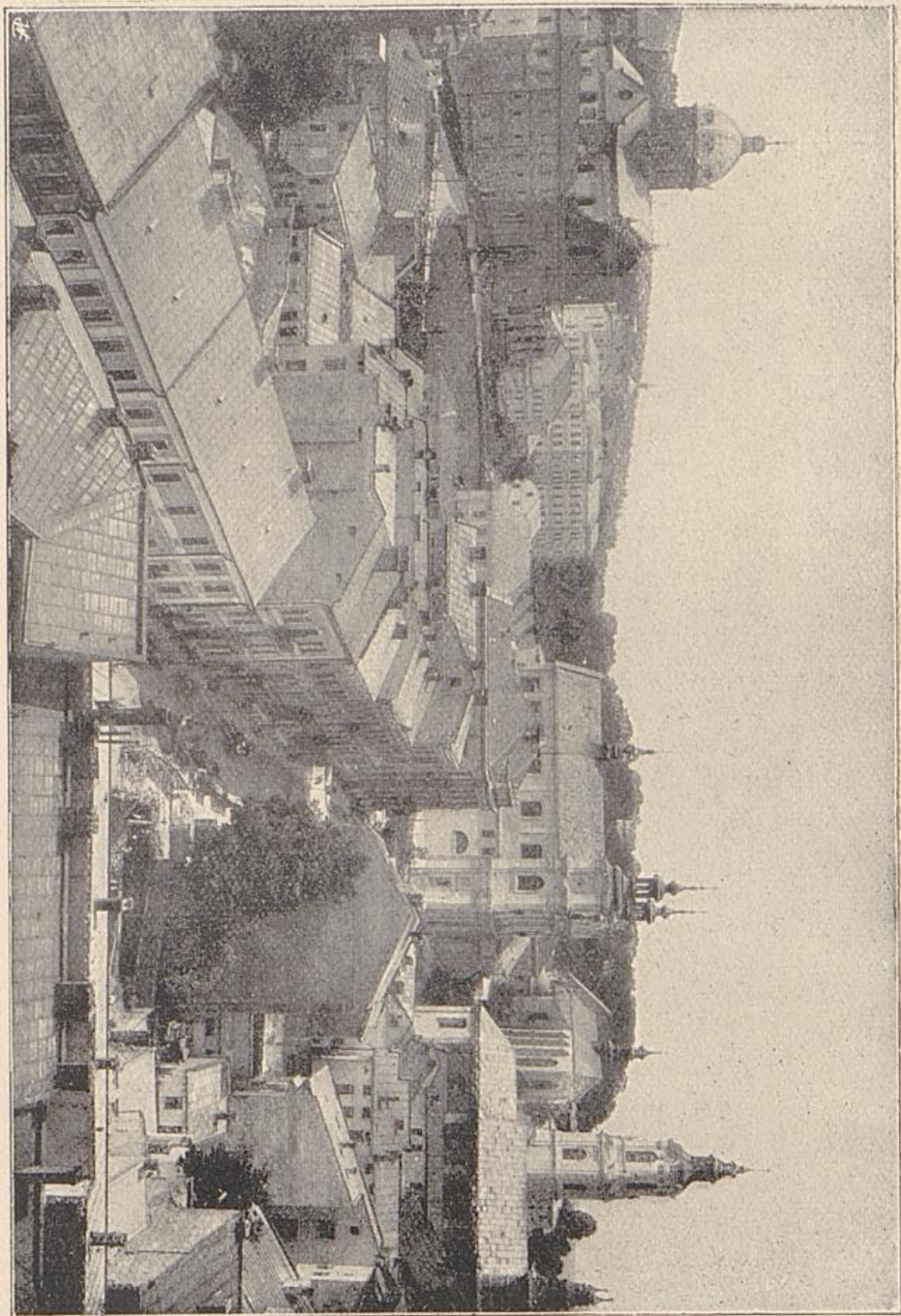
Blick auf Wjzemyśl vom Kathedraforturm.



Blick auf Przemyśl vom Kathedrahturm.

Tafel 5

Ein Bild in das Kirchenviertel von Pyrennschl.



111



Tafel 6

Ein Blick in das Kirchenviertel von Przemyśl.

zu berauben. Immerhin zählte Biala bei der letzten Volkszählung 4672 Deutsche. Die benachbarten beiden deutschen Orte Lipnik (deutsch Kunzendorf) und Alzen zählen 4940, beziehungsweise 2254 Deutsche. Eine besondere Stellung nimmt nicht weit von der Bialaer Sprachinsel Wilmerau (Wilamowice) ein, dessen uralte deutsche (katholische) Bevölkerung 1500 Seelen beträgt. Darüber noch unten.

Neuerdings findet man in verschiedenen galizischen größeren Städten die Erscheinung, daß die Deutschen mehr wie früher zusammenhalten und ihr Volkstum in verschiedenen Vereinen, Tischgesellschaften und Organisationen pflegen.

Die deutsche Sprache ist weit über die eigentlichen deutschen Siedelungen hinaus verbreitet. Jeder Gebildete versteht deutsch und auch der größte Teil der städtischen Bevölkerung, die in den polnischen und ruthenischen Schulen in den Städten von der dritten Volksschulklasse an deutsch gelernt hat. Sehr viel trägt zur Erhaltung und Pflege der deutschen Sprache das Militär bei. Auch der größte Teil der Juden spricht deutsch, wenn dieses deutsch auch, namentlich in der Form des sogenannten jüdischen Jargons, keinen besonders schönen Dialekt unserer Muttersprache darstellt. Auch abgesehen von den Juden behauptet sich innerhalb des Geschäftslebens und der Industrie das Deutsche als allgemeine Vermittlungssprache.

Blickt man auf alles vorstehend Ausgeführte zurück, so ergibt sich, daß die deutsche Bevölkerung Galiziens ein zwar an Zahl nicht großes, an kultureller Bedeutung und weitragendem Einfluß aber ein sehr wesentliches Element in der galizischen Gesamtbevölkerung bildet.

Diese Bedeutung erscheint in noch viel hellerem Lichte, wenn man einen Blick in die deutsche Vergangenheit Galiziens wirft.

3. Aus Galiziens deutscher Vergangenheit.

Es gibt kaum ein Land in Europa, in dem nicht früher oder später seit Beginn des Mittelalters deutsche

Arbeit, deutsche Kultur und deutscher Fleiß mitgewirkt hätten, das Land und seine Bewohner zu dem zu machen, was sie heute sind. Auch das Land Galizien kann viel erzählen von der treuen Arbeit deutscher Kulturpioniere. Aber wie in so vielen anderen europäischen Ländern ist es bis vor Kurzem auch in Galizien gegangen. Die Deutschen haben Großes geleistet, sie haben dem Lande ihr Bestes gegeben, aber sie haben sich selbst dabei verloren und schließlich nur dazu gedient, ein fremdes Volkstum zu bilden und zu ertüchtigen.

Im ganzen Umfange des alten Königreiches Polen kann man hinsichtlich des deutschen Einflusses diese Beobachtung machen. Sobald Polen aus der grauen Vorzeit in das Licht der Geschichte tritt, sehen wir überall Deutsche an der Arbeit, um dem Lande die Segnungen westlicher Kultur zu vermitteln. Deutsche Mönche und Priester sind es, die zuerst das Christentum in das Land tragen und damit höhere Gesittung und Bildung bringen. Deutsche Fürstinnen, die als Gemahlinnen polnischer Könige und Fürsten ins Land kommen, ziehen durch ihren Einfluß deutsche Beamte, Geistliche, Ritter und Hofleute ins Land. Vor allem sind es die Städte, die ganz unter deutschem Einfluß stehen. Man kann wohl sagen, daß in Polen überhaupt erst durch die Deutschen Städte gegründet worden sind. Das gilt gleich von den beiden Hauptstädten Galiziens, Lemberg und Krakau. Beide Orte waren, ehe deutsche Kaufleute und Handwerker dorthin zogen, unansehnliche Dörfer. Erst als sie von den polnischen, bzw. ruthenischen Fürsten mit dem sogenannten Magdeburger Recht ausgestattet wurden und gleichzeitig Ansiedler aus dem deutschen Reiche unter Gewährung großer Vorrechte dorthin gerufen wurden, begannen beide Ortschaften aufzublühen und Mittelpunkte städtischen Lebens zu werden. Krakau war vom 13. bis zum 16. Jahrhundert fast durchaus eine deutsche Stadt. Unter den Bögten, welche die oberste Gerichtsbarkeit in Krakau übten, erscheint während dieser ganzen Zeit nur hier und da ein slavischer Name. Während der Jahre 1300 bis 1312 wurden die Krakauer Stadtbücher

ausschließlich in deutscher Sprache geführt. Auch später noch bis ins 17. Jahrhundert sind viele Ausfertigungen des Krakauers Stadtrates, Rechtsurkunden, Zunftordnungen und dergleichen in deutscher Sprache abgefaßt. In der Hauptkirche zu St. Maria in Krakau ist von der Begründung dieser Kirche bis ins 16. Jahrhundert hinein ununterbrochen deutsch gepredigt worden. Noch jetzt erinnern in der Marienkirche zwei Weihwasserbecken aus Zinn, die aus dem 13. oder 14. Jahrhundert herrühren, an jene deutsche Zeit. Sie tragen die Aufschrift „HILF LIBIR GOD“. Das schönste Zeugnis aus Krakaus deutscher Vergangenheit ist der berühmte Hochaltar der Marienkirche, das Werk des unvergleichlichen deutschen Holzschnitzers Veit Stofß, der von Nürnberg nach Krakau übersiedelt war und dort 32 Jahre lang wohnte. Auch sonst finden sich in Krakau zahlreiche Kunstwerke deutscher Meister, so das Grabdenkmal des Kardinals Friedrich von Polen in der Kathedralkirche, eine Schöpfung des in Krakau damals ansässigen Nürnbergers Peter Bischer, und die große von Martin Behaim gegossene Sigmundsglocke in derselben Kirche. Die Straßen der Stadt hatten bis ins späte Mittelalter hinein deutsche Namen. Es gab dort eine Burggasse, eine Breitegasse, einen Hühnermarkt, eine Bleiche u. s. w. Nicht immer sind die deutschen Bezeichnungen sofort erkennbar. So wird der Unkundige nicht gleich erraten, was „Celstat“ (Zielftätte für die Bogenschützen), was „Dinghus“ (Dinghaus = Gerichtshaus), oder was „Santmul“ (Sandmühle) ist. Solche zahlreichen Spuren der einstigen deutschen Vergangenheit finden sich auch noch immer in der Sprache der Zünfte und Gewerkschaften, so zum Beispiel *cech* (Zech, Innung), *majstersztyk* (Meisterstück), *geselsztyk* (Gesellenstück) u. a. Schon 1430 gehörte Krakau auch dem Bunde der deutschen Hanse an.

Nicht anders wie in Krakau ist es in Lemberg gewesen. Der älteste Chronist von Lemberg Josef Zimorowicz spricht von einer *Leopolis Germanica*, dem deutschen Lemberg. Während der ganzen Zeit von 1300 bis 1550 war Lemberg eine deutsche Stadt, nach Magde-

bürger Recht gegründet. Die Stadtkunden, die Zunftordnungen und Rechtsbescheide während des ganzen späteren Mittelalters sind deutsch. Deutsche Bürger haben hier die älteste Kirche in germanischem Stil erbaut. Als im Jahre 1381 das hölzerne Lemberg ein Raub der Flammen geworden war, wurde es durch deutsche Handwerker neu aufgebaut. Ein deutscher Bürgermeister, Peter Stecker, begann den Bau des Doms, der von Breslauer Meistern vollendet wurde.

Wie mit den beiden Hauptstädten, so verhält es sich auch mit fast allen andern Städten im Gebiete des Königreiches Galizien. Manche verraten es noch durch ihre Namen, daß sie von Deutschen gegründet sind und einst deutsch waren. So zum Beispiel Neumarkt, Lancforona (Landskron), Lancut (Landshut), Frysztal (Freistadt). Ganz deutsch waren Neu-Sandez, Biecz, Krosno; auch in Larnow, Jaroslau, Przemysl, Sanok u. s. w. spielte das Deutschtum eine große Rolle.

Hervorragend ist der Einfluß der Deutschen auf den verschiedensten Gebieten des Handels, des Gewerbes, der Kunst gewesen. Die Buchdruckerei ist in die galizischen Städte von Deutschen eingeführt. Die Goldschmiede und Waffenschmiede waren ausschließlich Deutsche.

Mit Ausgang des 16. Jahrhunderts aber macht sich überall in den galizischen Städten ein Rückgang des Deutschtums bemerkbar. An Stelle der bisher gebrauchten deutschen Sprache tritt immer mehr die polnische, in die deutschen Zünfte dringen in immer größerer Zahl polnische Glieder ein, die bald auch einen beherrschenden Einfluß gewinnen und allmählich geht auch der deutsche Charakter der Stadtverwaltungen verloren.

Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die nicht nur auf polnischem, sondern auch vielfach auf anderen Gebieten beobachtete geringe Widerstandskraft des Deutschtums gegenüber fremden Volkstümern auf einer gewissen Nationaleigentümlichkeit der Deutschen, nämlich ihrer leichten Anpassungsfähigkeit und ihrem aufgeschlossenen Sinn für fremde Eigenart beruht. Das wird in der Hauptsache richtig sein. Eben die Eigenschaften,

denen das deutsche Volk seine hervorragende Bedeutung als Kulturvolk verdankt, sind zugleich auch sein Verhängnis. Aber man würde doch fehlgehen, wenn man lediglich in dieser Eigenart der Deutschen den Grund zu dem teilweise fast vollständigen Aufgehen des mittelalterlichen Deutschtums in Galizien im Polentum finden würde. Es kam doch manches Andere hinzu.

Zunächst hat auf den Rückgang des deutschen Handels und Gewerbes zweifellos der Verfall des polnischen Staates und seine unglückliche politische Entwicklung wesentlichen Einfluß gehabt. Sodann wird man nicht leugnen können, daß namentlich in den großen Städten, in Krakau, Lemberg, Neu-Sandez die Streitigkeiten, besonders auch die sozialen Gegensätze innerhalb der deutschen Bevölkerung einen sehr nachteiligen Einfluß auf die Stellung der Deutschen überhaupt gehabt haben. Die Hauptsache aber war, daß die Deutschen wohl in den einzelnen Orten eine vorzügliche Organisation besaßen, mit welcher sie die Lehrmeister der Polen wurden — daß es aber an einer Organisation des gesamten Deutschtums, ja fast auch an jeder organischen Verbindung der deutschen Siedlungen untereinander völlig mangelte; so weit unsere gegenwärtigen Kenntnisse reichen, gab es nicht einmal Ansätze hierzu. So waren die deutschen Kolonien in den einzelnen Städten zu ihrem Schutz immer auf sich selbst angewiesen. Ein Zusammenschluß der Deutschen Galiziens untereinander, wie ihn etwa die deutsche Hanse darstellte, war undenkbar, wenn andererseits auch mehrere galizische Städte der Hanse angehörten. Hier lag der Hauptgrund, daß, als mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts vielfach auch direkte Feindseligkeiten von polnischer Seite gegenüber den Deutschen geübt wurden, ein erfolgreicher Widerstand nicht geleistet werden konnte.

Nur wenige Überbleibsel der großen städtischen Kolonisation Galiziens im Mittelalter haben sich bis auf die Gegenwart erhalten. Es sind dies die ganz an der Westgrenze gelegenen deutschen Sprachinseln Wilhelmsau (heute polnisch Wilamowice) und Biala. Das Städtchen

Wilhelmsau, welches gegenwärtig rund 1500 Deutsche zählt und in vollständig polnischer Umgebung bis heute seine deutsche Eigenart trotz der schon 1880 erfolgten Polonisierung der Volksschulen bewahrt hat, reicht in seinen Anfängen bis ins 13. Jahrhundert zurück. Die eigentümliche Mundart der Wilhelmsauer hat die Sprachforscher mehrfach beschäftigt. Dr. Bukowski hat in dankenswerter Weise Volkslieder, die in Wilhelmsau sich aus alter Zeit erhalten haben, gesammelt. Eine kleine Probe eines Wiegenliedchens aus diesen Volksliedern sei hier angeführt:

Schlof ai guter Ruh
Thu daj Nigla zu!
Hier¹⁾ ock, wie der Rajn der fällt,
Hier, wie Noppers²⁾ Hundla bellt!

's Hundla hot dan Mon gebessa,
Hot dem Bettler 's Klajd zerressa,
Der Bettler laift der Türe zu,
Schlof ai guter Ruh!

Schlof! de Wängla rout!
Du host doch gor faj Mout.
's Täula³⁾ flaiht dam Felde zu,
's flaiht, an süch a Kanla⁴⁾ nu!

Die Mundart dürfte nicht, wie zum Beispiel auch in dem Sammelwerk des Bundes der christlichen Deutschen vermutet wird, schwäbischer Herkunft sein, sondern fränkischer, wobei wahrscheinlich schon der Einfluß der eigentümlichen Ausbildung, welche der fränkische Dialekt in Schlesien erfuhr, mitgespielt hat. Die Wiedergabe der Lieder durch Bukowski dürfte hinsichtlich der Schreibung nicht ganz getreu sein. Andererseits ist es nicht zu bezweifeln, daß sowohl in Wilhelmsau wie auch in anderen deutschen Siedlungen Galiziens der tägliche Verkehr mit der slavischen Umgebung auch auf die Bildung des deutschen Dialektes eingewirkt hat.

Die einzige wirklich größere deutsche Stadt in Galizien — wenn auch gegenwärtig von polnischer Seite schon stark

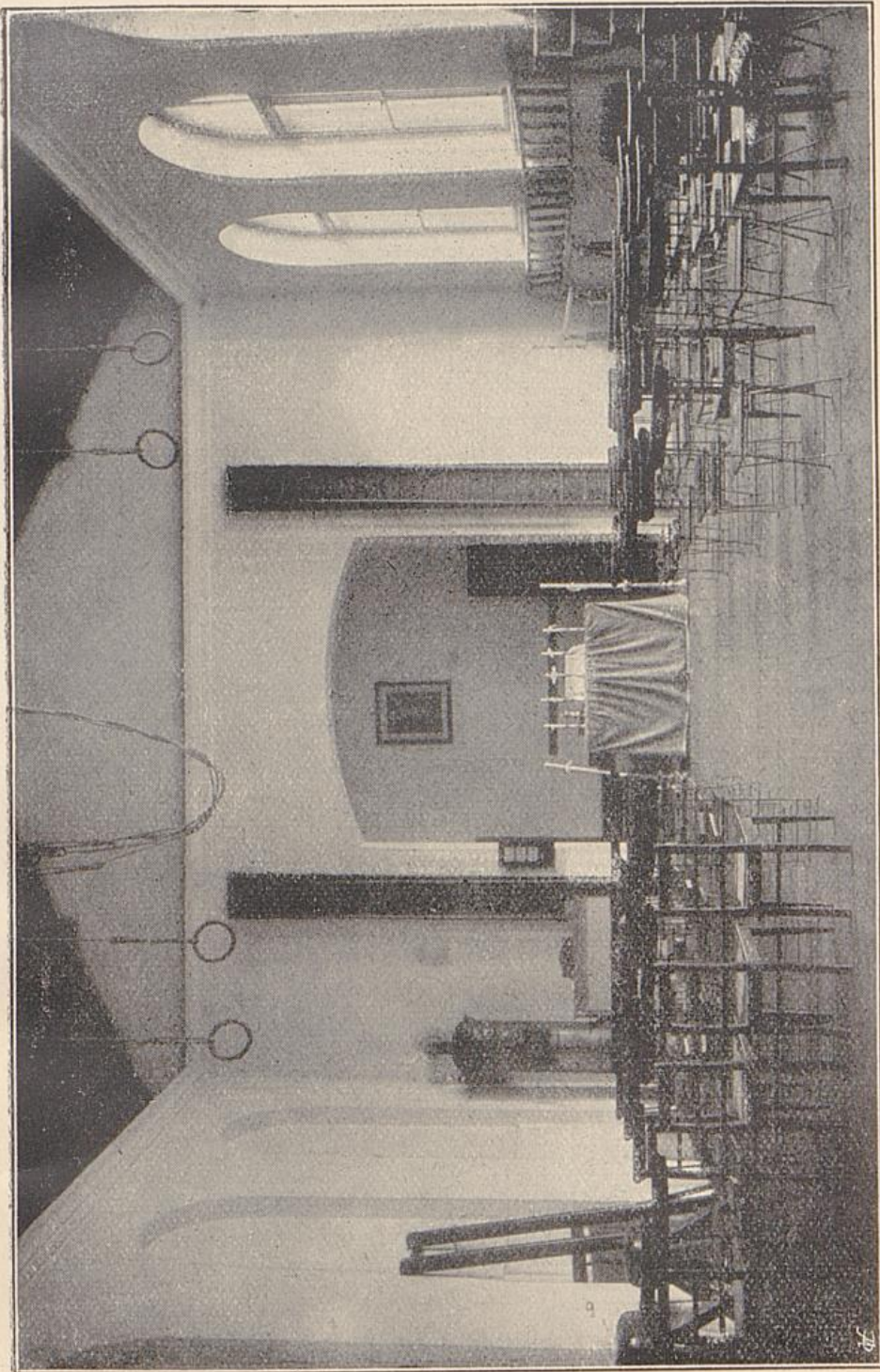
¹⁾ hör'. ²⁾ Nachbars. ³⁾ Täublein. ⁴⁾ Körnlein.

bedroht — ist Biala, an der äußersten Westgrenze, unmittelbar neben der deutschen Stadt Bielitz in Ostschlesien gelegen und mit ihr völlig zusammengewachsen.

Die Stadt Biala ist ein Ableger einer deutschen ländlichen Siedlung. Nach den Mongolenstürmen in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zogen die schlesischen Piastenherzöge, zu deren Gebiet die Gegend von Biala gehörte, zahlreiche deutsche Ansiedler ins Land, um die verwüsteten Gefilde wieder neu zu bevölkern und zu kultivieren. So entstanden auf beiden Seiten des Flusses Biala, insbesondere auf der westlichen Seite eine große Anzahl deutscher Dörfer. Auf der östlichen Seite wurde wahrscheinlich durch einen gewissen Kunz, einen Ansiedler fränkischer Herkunft, Kunzendorf gegründet, an der Stelle, wo sich bis dahin eine slavische Siedlung namens Lipnik befunden hatte. Die neue Ansiedlung blühte rasch auf. Neben der Landwirtschaft betrieben die deutschen Ansiedler auch die Tuchweberei, durch die sie bald eine gewisse Berühmtheit erlangten. Im 16. Jahrhundert gehörten die Kunzendorfer mit zu den ersten, welche die Reformation annahmen. Trotz mancher Belästigungen und Verfolgungen erhielten sie sich ihr evangelisches Bekenntnis ungeschmälert bis in die Toleranzzeit. Die Tochteransiedlung Biala, an dem gleichnamigen Flusse entstanden, war bis ins 18. Jahrhundert dem Kunzendorfer Grundherren unterstellt und durfte sich nicht einmal einen Vogt ohne dessen Zustimmung wählen. Erst im Jahre 1723 erhob König August II. von Polen Biala zur Stadt und verlieh ihm das Magdeburger Recht. Durch die Teilung Polens im Jahre 1772 fiel Biala an Oesterreich, 1799 wurde es zur königlichen Freistadt erhoben. Die durch Napoleon verhängte Kontinentalsperre mußten die Bialer Tuchmacher zu benutzen, um sich für ihre Erzeugnisse den Weg nach dem Orient zu bahnen. Von da an datiert der großartige Aufschwung der Bialer Tuchindustrie. Im Jahre 1843 wurde die erste größere Tuchfabrik gegründet und durch günstige Bahnverbindungen wurde die Entwicklung der Stadt weiter gefördert; neben der Tuchindustrie entstanden auch Ma-

schinensfabriken, Kunstwollfabriken und andere industrielle Unternehmungen. Die Zahl der Deutschen in Biala mit der nächsten Umgebung, Kunzendorf und dem rein deutschen Dorfe Alzen betrug bei der Volkszählung von 1910 14253. Der Gemeinderat von Biala war bis vor kurzem noch bis auf drei im Wege des Kompromisses den Polen überlassenen Mandate rein deutsch. Trotz der fieberhaften Anstrengungen, die von polnischer Seite seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts gemacht wurden, um die Stadt für das Polentum zu erobern, ist es doch bisher nicht gelungen, deren deutschen Charakter zu verwischen. Die stattlichen deutschen Schulen, die deutsche städtische Sparkasse, das städtische Museum, das blühende deutsche Vereinswesen sind Zeugnisse dafür, daß die Deutschen Bialas nicht gesonnen sind, sich ihr auf uralte geschichtliche Rechte und treue hingebende Kulturarbeit gegründetes Volkstum nehmen zu lassen. Freilich muß man bedenken, daß die Bialaer Deutschen jetzt im wesentlichen eine Industriebevölkerung sind. Von Kunzendorf her findet zwar immer ein gewisser Nachschub aus ländlichen Familien statt; aber auch Kunzendorf (Lipnik) ist infolge systematischer polnischer Kolonisation in seinem Deutschtum gefährdet. Andererseits hat die Entwicklung der letzten Jahrzehnte dazu geführt, daß weite Kreise des österreichischen Deutschtums überhaupt, insbesondere auch die politische Vertretung der Deutschen im Wiener Reichsrate sich kräftig der bedrohten Volksgenossen in Biala angenommen haben und alles daran setzen, um den deutschen Charakter der alten deutschen Stadt zu erhalten. Biala ist auch die einzige Stadt, die einen deutschen Abgeordneten in den galizischen Landtag entsendet.

Eine interessante deutsche Städtegründung aus dem 18. Jahrhundert findet sich in der Biala gerade entgegengesetzten Ecke Galiziens, nämlich im äußersten Südosten. Hier faßte Stanislaus Poniatowski, der Vater des letzten polnischen Königs, den eigentümlichen Plan, am Dnjestr an der Grenze der damals noch türkischen Moldau eine deutsche Stadt zu gründen. Er betraute

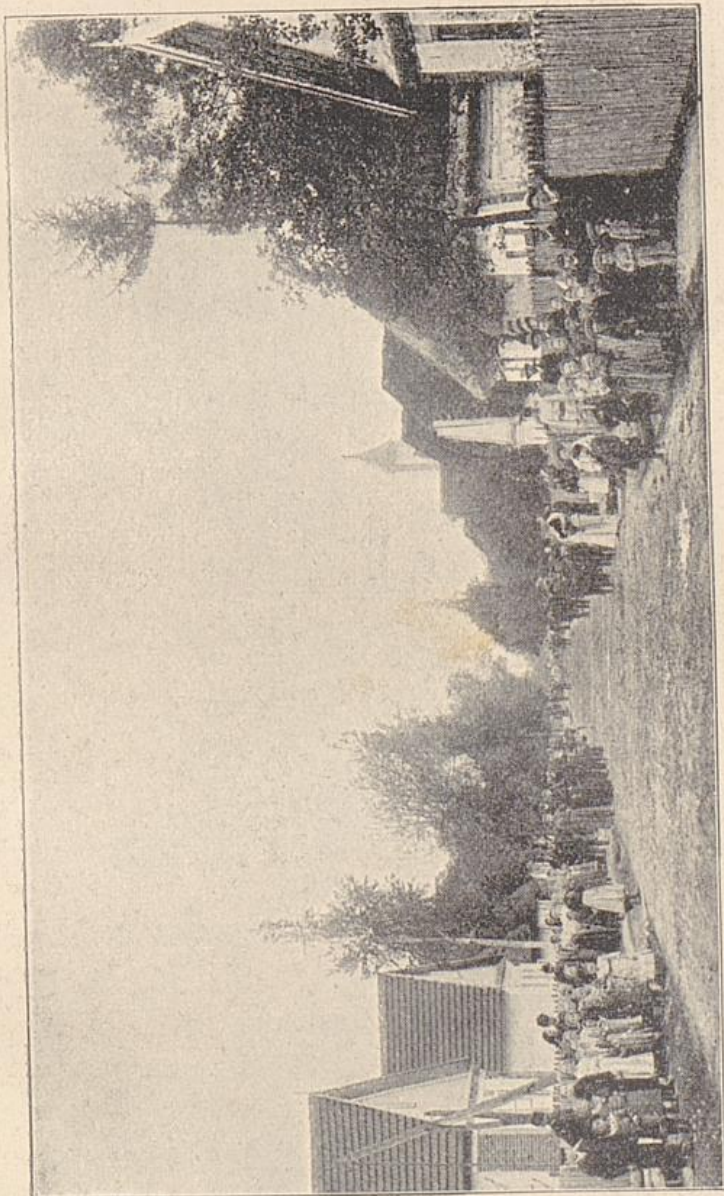


Wesfaal der evangelischen Gemeinde in Przemysl.



Tafel 7

Betsaal der evangelischen Gemeinde in Przemyśl.



Dorfstraße in Hohenbach.

Tafel 8



Dorfstraße in Hohenbach.

mit der Ausführung dieses Planes im Jahre 1750 den Verwalter seiner ausgedehnten Güter, den Deutschen Johann Rudolf von Sttyker. Dieser berief zahlreiche deutsche Ansiedler, vor allem Tuchmacher, aus Schlesien. So entstand das während des großen Krieges im letzten Jahre so oft genannte heiß umstrittene Zaleszczyki, zu deutsch Hinterwalden. Interessant ist auch, daß diese Ansiedlung, weil ausschließlich aus deutschen Protestanten bestehend, die erste evangelische Gemeinde auf galizischem Boden war — abgesehen von Biala, — welche das Recht erhielt, sich einen evangelischen Geistlichen zu berufen.

Lange Zeit hat die Tuchmacherindustrie in Zaleszczyki geblüht, und während dieser Zeit hatte die Stadt tatsächlich einen deutschen Charakter. Der Hauptplatz hieß der „deutsche Platz.“ Noch heute umstehen diesen Platz eine Reihe eigentümlicher altertümlicher Häuser mit riesigen steilabfallenden Dächern, auf welchen die deutschen Tuchmacher ihr Tuch zu trocknen pflegten. Im Laufe des 19. Jahrhunderts verfiel aber die Industrie. Die Folge war, daß sich auch die Deutschen aus Zaleszczyki mehr und mehr verzogen. Heute gibt es nur noch wenige deutsche Familien in Zaleszczyki. Die Nähe der deutschen Bukowina bringt aber immerhin auch bis in die Gegenwart noch manchen Zuzug.

Es wäre nun aber ganz irrig, wenn man annehmen wollte, daß die mittelalterliche Kolonisation Galiziens nur eine städtische gewesen sei. Sie war tatsächlich ebenso sehr auch eine ländliche. Es war schon erwähnt, daß im äußersten Westen nach den mongolischen Verwüstungen die polnischen Fürsten deutsche ländliche Ansiedler beriefen. Das war nicht nur dort der Fall, sondern bis tief nach Mittelgalizien hinein ließen sich die Spuren ländlicher deutscher Besiedlungen im Mittelalter verfolgen. Der polnische Geschichtsforscher Michael Bobrzynski sagt: „Das deutsche Element war seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts nicht nur ein Zusatz, sondern ein hauptsächlichster Faktor, nicht nur in den Städten, sondern auch in den Dörfern Polens.“ Ein anderer polnischer Gelehrter, Szujski, weist in seinem Werk „Po-

ten und Ruthenen“ darauf hin, daß in zahlreichen Gegenden Ost- und Westgaliziens gewisse Eigentümlichkeiten in der Tracht der ländlichen Bevölkerung zweifellos auf deutschen Ursprung zurückgehen. Die gleiche Erscheinung ist unter der Bevölkerung der bergigen Bezirke von Neumarkt und Zakopane in der Gegend der Tatra zu beobachten. Aber diese ländliche Kolonisation des Mittelalters durch Deutsche gehört nun der Vergangenheit an. Die deutschen Bauern, die in dieser Zeit hauptsächlich aus Schlesien massenweise nach Galizien fluteten, haben sich im Laufe der Zeit vollständig mit der slavischen Umgebung vermischt und ihre Sprache aufgegeben.

Anders steht es mit der Kolonisation, die seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts, seit Galizien infolge der Teilung Polens an Österreich fiel, einsetzen konnte. Schon die Kaiserin Maria Theresia legte den ersten Grund zu dieser neuen Besiedlung des Landes mit Deutschen. Unter dem Einfluß ihres Sohnes, des nachmaligen Kaisers Josef II., erließ sie am 1. Oktober 1774 ein sogenanntes Ansiedlungspatent, auf Grund dessen auswärtigen Handelsleuten, Künstlern, Fabrikanten, Professionisten und Handwerkern die Bewilligung erteilt wurde, sich in Galizien an beliebigen Orten niederzulassen und ihnen zugleich gewisse Freiheiten gewährt wurden. In demselben Patent wurde auch protestantischen Ansiedlern die Niederlassung mit Beschränkung auf die Städte Lemberg, Jaroslaw, Zamosc und Zaleszczyki zugestanden. Josef II. dehnte am 17. September 1781 dieses Ansiedlungspatent auch auf ländliche Kolonisten aus und hob einen Monat später durch das berühmte Toleranzpatent vom 13. Oktober 1781 die Beschränkungen für die Protestanten auf, sodaß dieselben sich auch im ganzen Lande ansiedeln konnten.

Die Gründe, welche Josef II. und seine Räte zu dem Entschluß bewogen, durch eine organisierte Werbetätigkeit deutsche Ansiedler in das Land zu ziehen, liegen auf der Hand. Es wird auch von polnischer Seite nicht geleugnet, daß der Zustand, in dem sich Galizien befand, als es nach dem Zerfall Polens in den österreichischen Besitz ge-

langte, ein überaus trauriger war. Riesige Strecken lagen unbebaut. Nur etwas über $2\frac{1}{2}$ Millionen Menschen bevölkerten ein Gebiet von 78,500 \square km, so daß auf 1 \square km je 33 Menschen kamen. Die Landbevölkerung lebte in elenden Hütten und befand sich in einem Zustand traurigster Unkultur. Nach Praver befanden sich im Jahre 1772 im Lemberger Kreis mit etwa einer halben Million Einwohner im ganzen 10, sage zehn Schulmeister. Die Schulnot, die aus den Zeiten der polnischen Unabhängigkeit herrührte, ist bis in die neueste Zeit trotz des segensreichen Einflusses der österreichischen Verwaltung und später der angestrebten Bemühungen der polnischen autonomen Landesverwaltung nicht behoben worden. Es ist fast unglaublich, daß noch im Jahre 1890 sich in Galizien beinahe 80% Analphabeten befunden haben und daß es noch im Jahre 1885 in Galizien 2376 Gemeinden gab, die keine Volksschulen hatten. Man mag daran ermessen, wie die Zustände am Ende des 18. Jahrhunderts gewesen sein mögen.

Josef II. bereifte Galizien mehreremale persönlich. Er gewann hier den Eindruck, daß das Land ein reiches und zukunftsfähiges Land sei, daß aber nur durch eine radikale Auffrischung der Bevölkerung und vollständige Umgestaltung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse eine bessere Zukunft heraufgeführt werden könnte. Unter diesem Gesichtspunkte nahm er sein Ansiedlungswerk in Angriff. In Wien wurde ein eignes Ansiedlungsbüro eröffnet. Die kaiserlichen Gesandten in Mainz, Frankfurt a. M. und Rottenburg erhielten vom Kaiser den Auftrag, Ansiedler zu werben, sie mit Reisepässen zu versehen und in ihre neue Heimat abzufertigen. Der Erfolg, welchen die Kundmachung der kaiserlichen Patente hatte, war ein überraschender. Bald meldeten sich so viele Ansiedlungslustige, daß die kaiserlichen Kommissäre in Galizien wiederholt bitten mußten, den Strom zurückzuhalten, weil sie die Scharen der neuen Ankömmlinge nicht so schnell unterbringen konnten. Es war wohl die Übervölkerung in Südwestdeutschland, zugleich aber auch die damals infolge der französischen Revolution und

der an sie anschließenden Revolutionskriege entstandene Unsicherheit, was die im übrigen stets wanderlustigen deutschen Bauern veranlaßte, ihre schöne Heimat in den Gefilden des Rhein, Main und Neckar zu verlassen und in das rauhe, unwirtliche Karpathenland zu wandern. Nicht wenig werden auch die günstigen Bedingungen gewirkt haben, welche in den Ansiedlungspatenten ausgeschrieben wurden. Es wurde dort den Ansiedlern je 40 Joch Ackergrund versprochen, dazu Steuerfreiheit auf mindestens 6 Jahre, Militärfreiheit für die erste Zeit; außerdem erhielten die Ansiedler vielfach auch noch Vieh und Einrichtungsgegenstände geliefert. Dazu kamen die billigen Preise, die in erhaltenen Briefen, welche die ersten Kolonisten in ihre Heimat schrieben, häufig gerühmt werden. Man lächelt, wenn man hört, daß in Galizien damals ein Pfund Rindfleisch 2 Kreuzer, eine Kuh 6 Gulden, ein Schwein 2 Gulden kostete.

In welcher Weise sich der Einzug der deutschen Kolonisten in Galizien vollzog, darüber besitzen wir eine anschauliche Schilderung, die sich auf Hohenbach bezieht und noch auf Augenzeugen zurückgeht.¹⁾

„Es war im Mai 1783, als in der Nähe von Czermín ein Trupp deutscher Ansiedler aus Baden, Württemberg, Hessen und der Rheinpfalz ankamen. Da der Tag sehr heiß war, ruhten die Ansiedler unter einer Eiche aus, die mit ihren breiten Ästen kühlenden Schatten spendete. Diese symbolische Eiche steht heute noch und wird auch von der polnischen Bevölkerung die „Schwabeneiche“ genannt. — Die Deutschen waren durch die lange Reise und durch das hier im Lande Gesehene ganz enttäuscht, viel Weinen und Klagen war daher unter ihnen, die Schwabeneiche könnte es erzählen. Viele jammerten um ihre schöne, deutsche Heimat, andere glaubten wiederum, das Ziel der Reise garnicht mehr zu erreichen, so erschöpft waren sie schon, und doch hatten sie es gar nahe, 1 Kilometer Weg und Czermín war erreicht.

„Auf ihrer ganzen Reise durch Galizien hatten sie

¹⁾ Zeitweiser des Bundes der christlichen Deutschen in Galizien 1909.

kein Haus mit einem Rauchfang gesehen, die Bevölkerung wohnte in kleinen, niederen, elenden Lehm- und Strohhütten. Als sie nun unter der Eiche aufbrachen und bald an einen Ort an kamen, wosogar Schornsteine hie und da durchblickten, riefen die Ermatteten aus: „O, wenn das doch Czermín wäre!“ — Der Jude Meyer Storch, dessen Familie übrigens heute noch besteht, kam, als er den Trupp Ansieder sah, schnell aus seinem Wirtshause heraus und fragte nach dem Reiseziel. „Nach Czermín, ist es noch weit nach Czermín?“ scholl es durcheinander. Nun erfuhren sie zu ihrer größten Freude, daß sie endlich am Ziele angelangt waren.

Der Jude Storch lief nun zum katholischen Pfarrer und teilte diesem mit, daß die Ansiedler angekommen seien. Bald waren auch der Pfarrer, der Ansiedlungskommissär und sein Ingenieur am Platze. Der katholische Pfarrer war überaus liebreich und freundlich gegen die Ankömmlinge, er ließ sogleich alle mit Speise und Trank laben. Besonders gab er seiner Freude Ausdruck, daß er mit Deutschen verkehren konnte, und war und blieb ihr liebreicher Tröster, Freund und Berater. Da alle angekommenen Ansiedler evangelisch waren, so waren sie in voller Sorge, wie es mit ihrer kirchlichen Versorgung aussehen werde. Aber dieser edle katholische Priester taufte ihre Kinder evangelisch, traute sie und beerdigte sie nach evangelischem Ritus. In Czermín waren zwei große Jesuitenhäuser, in welche die Ansiedler einquartiert wurden. Für den Lebensunterhalt in der ersten Zeit wurde in ausreichendem Maße gesorgt, sogar das nötige Geld wurde gegeben. Im ersten Jahre wurden auf dem für die Ansiedlung bestimmten Platze noch 8, im nächsten Jahre 49 Wohngebäude, zusammen also 57, aufgebaut. An Arbeitern hatte es keine Not, da die benachbarten Polen alle für den Aufbau der Kolonie Frondienste leisten mußten. Hohenbach wurde sonach mit 57 Grundwirtschäften angelegt, und war gleich von Anfang der galizischen Kolonisation eine der größten deutschen Kolonien. Jeder Grundwirt erhielt 14 Joch leider sehr zersplitterten Grund, zwei Ochsen, eine Kuh,

das nötige Wirtschaftsgerät, ein Schwein zum Schlachten, Getreide zur Aussaat, alle nötigen Zimmer und Kücheneinrichtungen, Korn und Brot, außerdem waren sie 10 Jahre steuer- und fronfrei"

Die vorstehende Schilderung zeigt, daß die Ansiedler von der einheimischen Bevölkerung keineswegs als lästige Eindringlinge empfunden wurden, sondern vielmehr herzlich und freundlich aufgenommen wurden. Sie haben sich dieser Behandlung auch durchaus würdig erwiesen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß durch die deutsche Kolonisation Josefs II., obwohl sie an manchen Unvollkommenheiten und Mängeln krankte, doch dem Lande Galizien ein großer Segen zuteil geworden ist. Man kann es noch heute leicht feststellen, daß in der Umgebung der deutschen Kolonien durch den Einfluß der deutschen Bauern sich auch die ganzen Wirtschaftsbetriebe der umgebenden polnischen und ruthenischen Landleute hoben. Man kann mit vollem Recht sagen, daß die deutschen Kolonisten die Lehrmeister für die andern geworden sind, wofür sie freilich in späterer Zeit nicht immer Dank geerntet haben.

Der Zuzug der deutschen Ansiedler dauerte auch nach Kaiser Josef II. fort. Waren unter seiner Regierung die Kolonisten vorzugsweise aus Südwestdeutschland gekommen, so überwog in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Einwanderung aus deutschböhmischen Gebieten, insbesondere aus dem Egerland. Von hierher kamen die deutschen Ansiedler, die sich in der Umgebung von Kolomea niederließen und dort Mariahilf, Flehberg und Rosenheck gründeten. Ebenso die deutschen Katholiken des Bezirkes Dolina, Ludwikowka (Ludwigsdorf) und die deutschen Gemeinden des Bezirkes Zydaczow, Machliniec und dessen Ableger. Die später angelegten Kolonien wurden nicht mehr von der Regierung gegründet, sondern teils von einzelnen Grundbesitzern, die auf diese Weise ihre Güter heben wollten, oder auch von Stadtverwaltungen, die in der nächsten Umgebung der Städte eine tüchtige kulturkräftige Landbevölkerung um sich haben wollten. Auf die letztere Weise sind die Kolo-

nien Augustsdorf bei Sniatyn, die schon genannte deutsche Vorstadt Mariahilf von Kolomea, und dessen zweite Vorstadt Baginsberg, ferner die Vorstädte Broczkow, Obliska bei Dolina und Neu-Babylon bei Boleschow entstanden. Die so gegründeten Kolonien bildeten keine selbständigen politischen Gemeinden, sondern unterstanden den Verwaltungen der betreffenden Städte — ein Umstand, der für die freie Entfaltung und Bewahrung des deutschen Volkstumes nicht gerade günstig war.

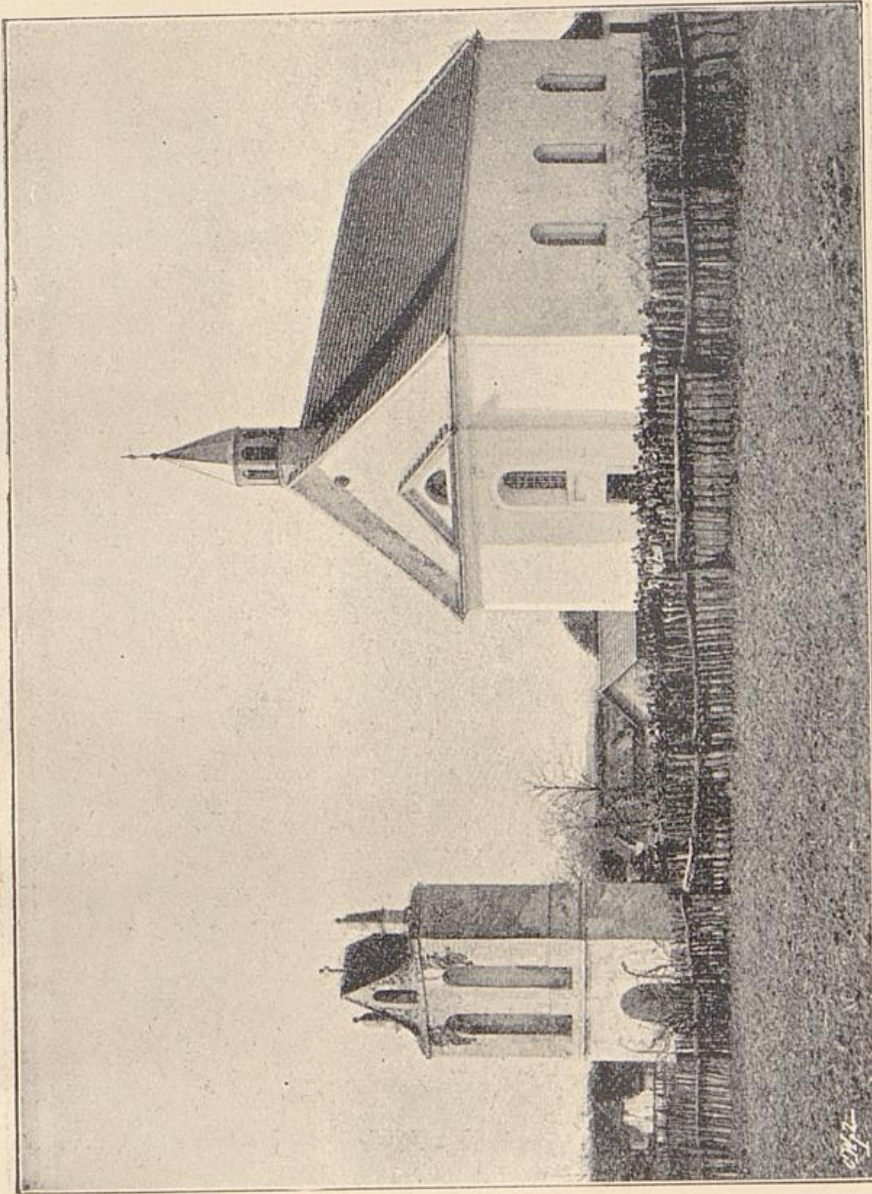
Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, daß die jösefinischen Kolonisationen in erster Linie städtische Ansiedler nach Galizien zogen. Der Zuzug deutscher Kaufleute, Handwerker und Gewerbetreibender dauerte auch im ganzen Laufe des 19. Jahrhunderts fort. Im Jahre 1831 gab es unter 8000 galizischen Beamten ungefähr 2600 Deutsche. Die Behauptung, die von polnischer Seite aufgestellt worden ist, daß die deutschen Beamten Mißwirtschaft und Raubbau getrieben hätten, trägt den Stempel tendenziöser Unwahrheit zu deutlich auf der Stirne, als daß man sie länger zu widerlegen brauchte. Auch sonst wird neuerdings von polnischer Seite häufig in sehr ungerechter Weise das große Verdienst zu verdunkeln gesucht, das die Deutschen um die Erschließung, Förderung und Verwaltung des Landes gehabt haben. Die gesamte galizische Forst- und Waldindustrie ist das Werk von Deutschen. Ein deutscher Salinenkontrolleur, Josef Hecker, ist es gewesen, der im Jahre 1815 in Truskawiec, südlich von Drohobycz, die erste Destillationsfabrik für Naphtha hergestellt und somit den ersten wichtigen Schritt zur Begründung der heute so mächtig entwickelten galizischen Naphtaindustrie getan hat. Unter der österreichischen Verwaltung hat namentlich auch die Hauptstadt Lemberg wieder ein deutsches Handelspatriziat bekommen, das freilich teilweise infolge seiner geschäftlichen Rücksichten im Laufe des letzten Jahrhunderts wiederum der Gefahr der Polonisierung verfallen ist. Zahlreiche deutsche Gelehrte, Schriftsteller und Professoren haben an den Universitäten in Lemberg und Krakau gewirkt. Bis 1871 war an der Lemberger Universität noch

deutsch die Vortragsprache. Angesichts aller dieser Tatsachen konnte ein Reisender, der Galizien im Jahre 1840 bereist und darüber berichtet hat, J. G. Kohl, mit Recht sagen: „Die deutschen Wohltaten, welche Galizien durch österreichische Vermittlung zuströmten, sind so unbeschreiblich und mannigfaltig, daß es einem unparteiischen Reisenden, er mag von Rußland oder Ungarn aus das Land betreten, unmöglich ist, nicht gleich davon frappiert zu werden.“

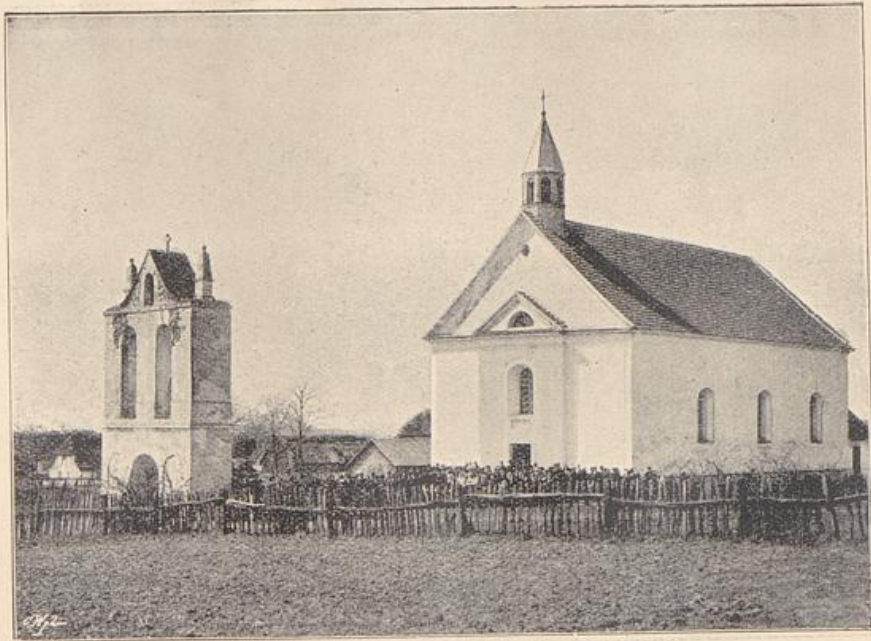
4. Deutsches Dorfleben in Galizien.

Es ist ein wunderbares, eigenartiges Gefühl, welches den deutschen Wandersmann beschleicht, der Galizien durchreist, um die Verhältnisse seiner Volksgenossen kennen zu lernen, wenn er plötzlich mitten in der slavischen Umgebung ein deutsches Dorf entdeckt. Auf den ersten Blick unterscheiden sich die deutschen Ansiedlungen auch heute noch von den polnischen und ruthenischen Dörfern beträchtlich, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß namentlich die Polen in Westgalizien im Laufe der Jahre es immer mehr verstanden haben, ihre Bauernwirtschaft zu heben. Die ruthenischen Dörfer in Ostgalizien haben gewiß etwas Romantisches und Anheimelndes an sich. Meist strecken sie sich in Flußtäälern malerisch zu beiden Seiten eines plätschernden Bächleins, dessen Ufer mit hohen Bäumen bestanden sind, in unregelmäßigen Reihen dahin. Es sind kleine, strohbedeckte Lehmhütten, umgeben von Zäunen aus Weidengeflecht, die lauschig zwischen Birken und Weiden, hin und wieder auch zwischen Obstbäumen hervorlugen. In der Mitte steht das griechisch-katholische Holzkirchlein im byzantinischen Stil mit vier Kuppeln, überragt von einer fünften, die sich gleichsam als Krone aus der Mitte über die anderen erhebt. Phantastische Heiligenbilder zieren das Gotteshaus, dessen Holzbedachung weit über die Wände hervorragt und damit eine Art Galerie schafft, in der man sich draußen auch bei Regen aufhalten kann.

Aber so interessant und idyllisch sich ein solches Dorf auch ausnimmt, bedarf es doch keines großen Scharfblickes,



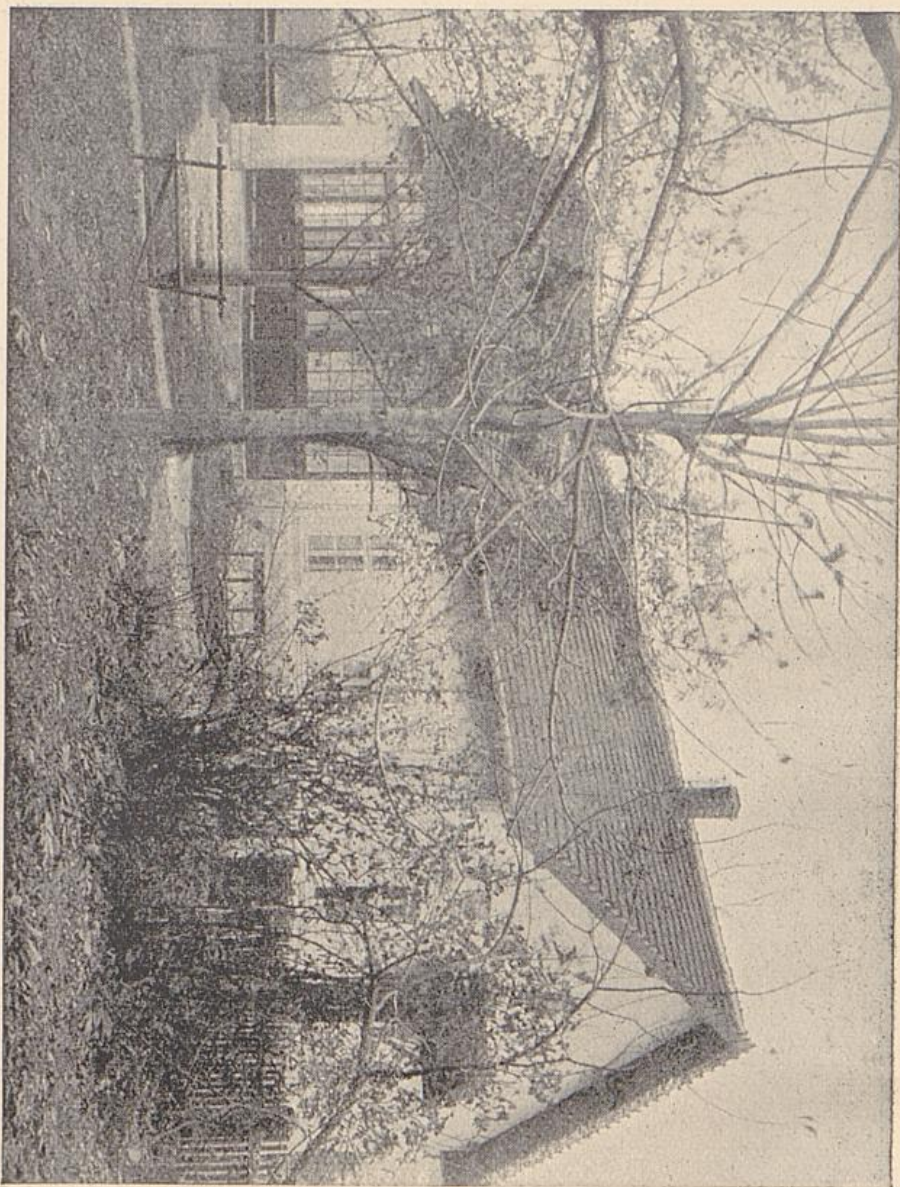
Evangelische Kirche in Dornfeld.



Evangelische Kirche in Dornfeld.

Tafel 9

Mfarthaus in Dornfeld.





Tafel 10

Pfarrhaus in Dornfeld.

um zu erkennen, wie rückständig und vielfach ungesund das ganze Leben darin ist und wie weit seine Bevölkerung in der Kultur noch zurückgeblieben ist. In den armseligen Hütten herrscht meist Schmutz und Unreinlichkeit, deren Folgen sich natürlich in häufigen Krankheiten und Epidemien zeigen. Der Anbau der Felder ist zwar jetzt besser als vor 100 Jahren, läßt aber immer noch recht viel zu wünschen übrig. Den Obstbäumen ist es anzusehen, daß sie nicht gepflegt werden, und auch die Viehzucht bleibt weit hinter dem zurück, was das fruchtbare Land in dieser Beziehung leisten könnte und müßte.

Das alles ist ganz anders in den deutschen Dörfern, soweit sie ihre deutsche Eigenart treu gewahrt und vor allen fremden Einflüssen bewahrt haben.

Man hat zwar den deutschen Dörfern vorgeworfen, daß sie nüchtern und prosaisch seien, daß ihnen jede Poesie fehle und daß man es ihnen ansehe, daß sie nicht entstanden, sondern von der Regierung künstlich angelegt worden seien. Was nun den letzteren Vorwurf anbelangt, so kann derselbe, wenigstens was die jofesinischen Gründungen betrifft, die alle aus dem Ausgang des 18. Jahrhunderts stammen, ja nicht zurückgewiesen werden. Die Frage ist eben nur, ob das überhaupt als Vorwurf betrachtet werden kann. Im Unterschied von den Slavendörfern, die den Charakter von Hausenansiedlungen haben, weist die deutsche Kolonie meist schnurgerade breite Straßen auf, die sich rechtwinkelig schneiden. Von Einförmigkeit kann dabei nicht die Rede sein, denn ein jedes Dorf hat wieder sein ganz individuelles Gepräge, und mit der Geradlinigkeit der Straßen ist überall Ordnung und peinliche Sauberkeit verbunden. Manche dieser großen deutschen Dörfer machen fast den Eindruck einer Kleinstadt, und tatsächlich haben auch die Russen das Dorf Hohenbach für eine kleine Stadt angesehen. Wer aber die Poesie in den deutschen Dörfern Galiziens vermißt, der hat sie nie richtig gesehen, oder kennt sie überhaupt nur von Hörensagen.

Ich lade den lieben Leser ein, einmal im Geist mit mir nach dem Bezirksstädtchen Kalusz zu fahren und

von da aus mit mir zusammen zu Fuß nach Landestreu zu wandern. Unser Weg führt uns zunächst durch die Ebene der reißenden Lomnitz, die wir auf einem sehr primitiven Floß übersetzen müssen. Wir passieren dann ein stattliches Ruthenendorf und gelangen nach weiterer Wanderung in ein zweites, das sich malerisch am Rücken eines Höhenzuges dahinstreckt. Der Gerechtigkeit halber soll hier bemerkt werden, daß dieses ganze Dorf in vielfacher Hinsicht den Beweis dafür liefert, wie tüchtig und ernstlich neuerdings auch die Ruthenen bestrebt sind, auf den Gebieten der Landwirtschaft, des Obstbaues, des Schulwesens in ihren Dörfern Fortschritte zu machen. Nachdem wir die Höhe erklimmen haben, blicken wir auf der anderen Seite hinab in eine Talsenke, hinter welcher das Gelände wieder stark ansteigt.

Oben von der Höhe öffnet sich plötzlich der Blick auf ein wunderliebliches Dorf. Auf den ersten Blick schon erkennt man den gewaltigen Unterschied im Vergleich zu den ruthenischen Dörfern: freundliche, mit Blech gedeckte, meist gemauerte Häuser an einer breiten, stattlichen Dorfstraße gelegen, aus herrlichen Obstpflanzungen hervorstehend, schöne Wirtschaftsgebäude, und in der Mitte das Kirchlein mit dem schlanken Turm.

Das Dorf Landestreu ist ein sprechender Beweis gegen die Behauptung, daß die deutschen Dörfer eintönig wirken. Die Anlage von Landestreu ist ganz eigenartig, entsprechend dem eigentümlichen Charakter der Gegend. Das Dorf hat zwei Straßen, die mehr oder weniger parallel laufen, die eine dem ziemlich steil emporstrebenden Hügelabhang folgend, führt zu einer Erhebung des Dorfes, von welcher aus man einen wunderbaren Ausblick auf die ganze Siedelung hat; die andere, bei Beginn des Dorfes von der ersten Straße abzweigend, folgt dem Lauf eines lauschigen Bächleins im Tal. Zwischen beiden Straßen an den Abhängen liegen prächtige Gärten, durch die mehrfach verschlungene Pfade von der einen Straße auf die andere hinaufführen. An der Oberen Straße, oder „dem oberen Dorf“ wohnten von altersher die „Grundwirte“ d. h. die reichen Bauern,

die seinerzeit bei Besiedelung des Landes eine große Fläche Land erhielten, und die seither die Aristokratie des Dorfes bilden. Im unteren Dorf, im Tal, wohnten die „Häusler“, die arme Bevölkerung, Leute, welche meist nur ein Häuschen und dazu einen Garten und wenige Joch Feld ihr Eigen nennen. Meist sind es tüchtige Handwerker, die nicht nur für das Dorf, sondern auch für die umliegenden Ruthenendörfer als Tischler, Zimmerleute, Schmiede u. s. w. begehrt sind. Kirche und Schule liegen in der oberen Straße, ziemlich an deren Ende. Ein wunderschöner Anblick ist es, wenn an einem schönen Sonntagmorgen auf den verschlungenen Bergpfaden die Bewohner der Ortschaft in ihrem Sonntagsstaat zum Gotteshaus emporsteigen. Vom Platz vor der Kirche ist eine prächtige Aussicht über das Dorf, die Gärten und die blauen Höhen in der Ferne.

Die Bewohner von Landestreu, die Nachkommen eingewanderter Württemberger, sind ein sehr fleißiges und begabtes Völkchen. Das merkt man nicht allein an der hier auf einer sehr hohen Stufe stehenden Obstbaumzucht, sondern auch zum Beispiel an der Wasserleitung, die durch das ganze Dorf hindurchgeht und dessen oberen Teil mit frischem Quellwasser versorgt. Dieses Werk, das ihre Vorfahren selbst errichtet haben, ist noch heute ein Stolz aller Landestreuer. Ein anderer Stolz war die Glockengießerei in Landestreu. Hier wurden für die ganze Umgebung, bis hinab in die Bukowina, die Kirchenglocken gegossen. Jetzt freilich hat diese Industrie längst aufgehört. Mit Behmut erzählen die alten Leute vom letzten Glockengießer von Landestreu, dem eine große Glocke, die er gegossen hatte, und die ein ganz besonderes Meisterstück werden sollte, zersprang. Damit war sein Geschäft zugrunde gerichtet, und von da an datiert auch der Niedergang der Glockengießerei überhaupt an diesem Ort.

Die zersprungene Glocke in Landestreu bekam dann auch symbolische Bedeutung: Leute, welche in den geheimnisvollen Zusammenhang der Dinge Einblick zu haben glaubten — und solche gab es in der lebhaften,

gemütvollen und auch religiös sehr empfänglichen Einwohnerschaft des Dorfes genug — erblickten in der zersprungenen Glocke ein unheilvolles Vorzeichen für die Zukunft. . . Von jener Zeit an zog das Erbübel so vieler deutscher Siedelungen: die Uneinigkeit und der Parteigeist in das Dorf ein. Das hatte, auch im Zusammenhang mit mehreren Mißernten, zur Folge, daß ein Teil der Landestreu den Wanderstab ergriff und nach K a n a d a auswanderte, wo sie eine neue Siedelung gründeten, die den Namen „Neulandestreu“ führt. Bei dieser amerikanischen Auswanderung blieb aber freilich der deutsche Charakter des Dorfes unberührt. Landestreu blieb auch fernerhin ein deutsches Dorf, denn für die Wirtschaften der Auswanderer fanden sich immer wieder sogleich deutsche Käufer. Anders aber wurde es leider, als im Jahre 1903 in Galizien die große Auswanderungskrisis einsetzte. Auswanderungsagenten wußten damals die Dorfstreitigkeiten geschickt auszunützen, während sie gleichzeitig polnische Bauern ins Dorf lockten, die für die stattlichen deutschen Wirtschaften ansehnliche Preise boten. So verwandelte sich Landestreu, bisher eine Perle deutscher Siedelungen in Galizien, fast über Nacht in ein national gemischtes Dorf: Masuren aus Westgalizien hielten in dem schönen Dorf ihren Einzug und machten es sich in den prächtigen deutschen Bauernhäusern bequem, die für sie, die bis dahin nur armselige Lehmhütten bewohnt hatten, wahrhafte Prachtbauten bedeuteten.

Jetzt erst kam eine große Ernüchterung über die Landestreuer, und es fanden sich einige wackere Männer, die den Zurückgebliebenen das Gelübde abnahmen, daß fortan keine deutsche Wirtschaft mehr in polnische Hände übergehen dürfe, daß keine weiteren Lücken einreißen dürften und daß der deutsche Charakter des Dorfes um jeden Preis erhalten werden müsse.

Von polnischer Seite begann bald eine lebhaftere Arbeit einzusetzen, welche den Zweck hatte, Landestreu für das Polentum zu erobern. Es war dies den Polen besonders auch aus dem Grunde wichtig, weil sie auf diese

Weise für ihre nationale Eroberungspolitik einen wichtigen Stützpunkt in rein ruthenischer Gegend erhalten hätten. Der polnische Schulverein gründete in Landestreu eine polnische Privatschule und eine polnische Lesehalle, und gar bald entstand auch eine römisch-katholische Kapelle, in welcher der polnische Geistliche aus dem weit entlegenen Podmichaila Gottesdienste abhielt. In polnischen Blättern fand man damals bereits triumphierende Artikel, die über diese Eroberung eines deutschen Dorfes mit Stolz berichteten.

Aber dieser Jubel von polnischer Seite war doch verfrüht. Wie so oft erst durch Leid und schmerzliche Erfahrung die Menschen zur Erkenntnis kommen und sich auf ihre Kraft besinnen lernen, so war es auch hier. Seit dem Jahre 1903 ist es den Polen nicht gelungen, auch nur noch eine einzige deutsche Wirtschaft in Landestreu in ihre Hände zu bringen. Dagegen wurde eine deutsche Wirtschaft nach der anderen wieder von den vorübergehenden polnischen Besitzern zurückgekauft, darunter auch das Haus, in welchem sich die vorerwähnte polnische Lesehalle befand. Ein neuer Geist kam über die Bewohner des Dorfes, der auch durch treue Seelsorger und Lehrkräfte wieder gepflegt wurde. Als ein schönes Zeugnis dieses neuen Geistes sei hier ein Gedicht angeführt, welches um die damalige Zeit in Landestreu entstanden ist und ein beredtes Zeugnis für die Heimatliebe der Landestreuer ablegt, welche letztere auch übrigens bei den Ausgewanderten stets erhalten geblieben ist und sich bei ihnen in einer oft rührenden Weise äußert:

Gruß an Landestreu.

Hier, wo mich Heimatluft umweht,
Wo drunten im Tal mein Elternhaus steht,
Hier spielt ich als Kind noch ohne Sorgen,
Hier schlägt froh das Herz mir, hier bin ich geborgen,
Drum ich mich meines Lebens freu
Nur hier allein — in Landestreu!

Ich träum' mich in ferne Jahre zurück,
In deinen Häusern wohnte das Glück.

Du warst eine Stätte des Fleißes, der Freude,
Stets segnete Gott ja die fleißigen Leute.
Die Gottesgüte ward täglich neu
Auch über dir, mein Landestreu!

Dort auf der Höhe dein Kirchlein steht,
Wo von Alters her zu ernstem Gebet,
Zum Hören des Wortes im Glauben sich einte
Am Tage des Herrn die Dorfgemeinde,
Und flehte: „O Gott! In Gnaden verleihe,
Daß dein Reich komme in Landestreu!“

Und jetzt auf dich gelenkt den Blick,
Mein Schulhaus! Froh denk ich zurück.
Die treuen Männer muß ich ehren,
Die dort verkündigt der Wahrheit Lehren,
Damit die Jugend recht gedeih,
Ich denke der Lehrer von Landestreu!

Doch ach! — wie wird mir? — was schweigst du mein
Ein Schmerz mir durch die Seele zieht! [Lied?
Ich grüß auch euch, ihr fernen Lieben,
Die von uns gezogen. Gott schütz euch dort drüben!
O blieb er euch ferne, der Tag der Neu,
Daß ihr verlassen einst Landestreu!

Und horch! — — hört ihr nicht fremden Klang
Im Dorf erschallen, — — ist es Gesang?
Ich lausche. — — Sind das deutsche Weisen?
In fremden Zungen sie Gott dort preisen!
Doch weg mit feigem Klagegeschrei,
Noch bist du unser, Landestreu!

Zur Bervollständigung dieses galizischen Dorfbildes sei hier noch mitgeteilt, daß aus dem Dorfe Landestreu im Lauf der Jahrzehnte zahlreiche tüchtige und bedeutende Männer hervorgegangen sind. In galizischen Städten und in der Bukowina, besonders in Stanislaw und in Czernowitz, gibt es eine ganze Reihe von hochachtbaren Männern, zum Teil in bedeutenden Stellungen, die aus Landestreu stammen. Aber auch in anderen Teilen der

Monarchie findet man Offiziere, Beamte, Lehrer usw., deren Wiege in Landestreu stand, dem stillen Dörflein am Karpathenhang.

In den Kriegswirren der letzten Zeit hat Landestreu verhältnismäßig wenig gelitten. Bei den siegreichen Kämpfen der reichsdeutschen Truppen der deutschen Südarmee hielt sich der Stab des Generals v. Marschall längere Zeit in Landestreu auf. Welchen schönen und vorteilhaften Eindruck dieser General von dem Dorf hatte, das durfte der Verfasser aus dessen eigenem Munde hören.

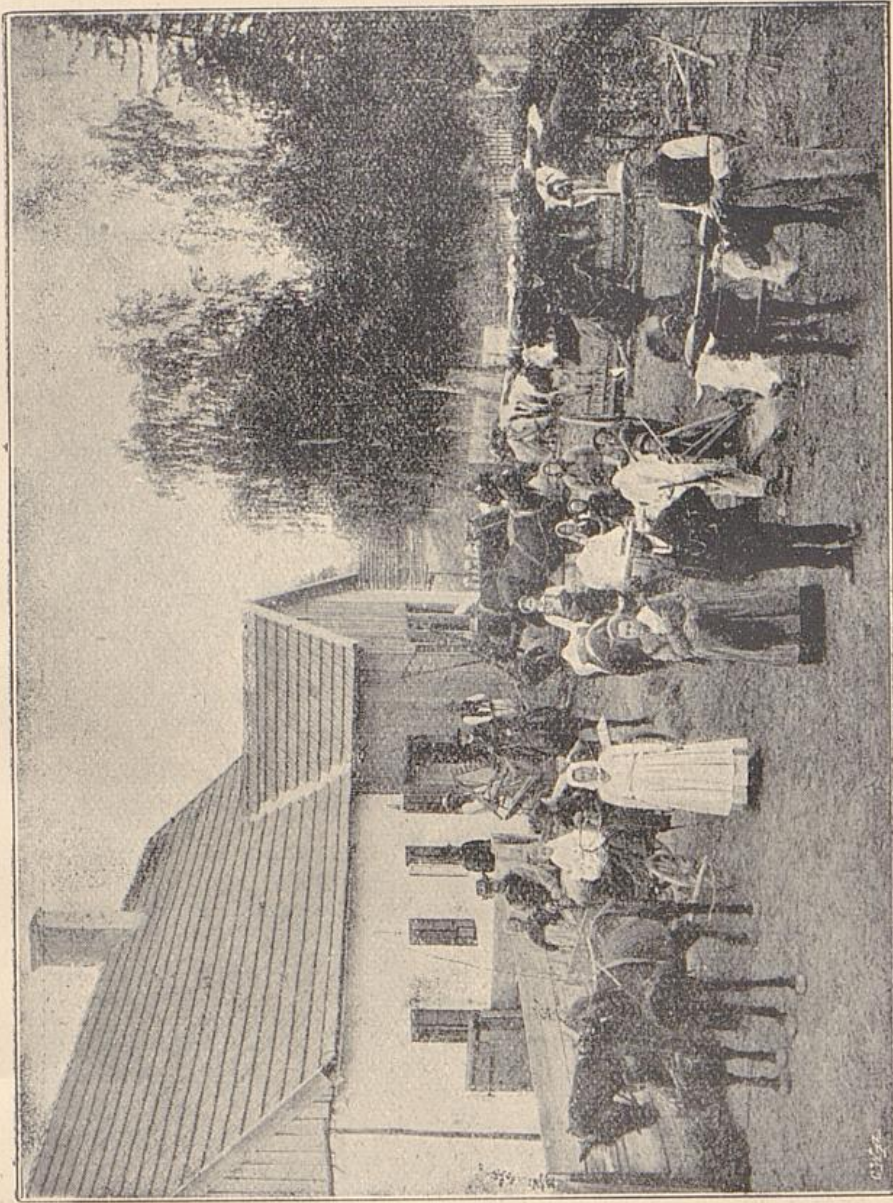
Das Leben im deutschen Dorfe in Galizien selbst kreist im Allgemeinen um drei Mittelpunkte: Arbeit, Kirche und Wirtshaus. Das letztere ist oft ein dunkler Punkt im Dorfleben einer galizischen deutschen Siedlung, denn fast überall sind die Dorfwirtshäuser Galiziens in den Händen der Juden. Erst in der neuesten Zeit hat man versucht, unter dem Eindruck der völkischen Bewegung hier und da, zum Teil mit Erfolg, den Gastwirtschaftsbetrieb selbst in die Hand zu nehmen und deutsche Gastwirte einzusetzen. Im Allgemeinen aber sind noch bis heute die jüdischen Schenken ein charakteristisches Merkmal eines deutschen Dorfes in Galizien. Hier kommen die Männer des Abends zusammen und besprechen die Dorfsangelegenheiten, bisweilen auch die Tagespolitik, und hier werden meist auch die Geschäfte abgeschlossen — leider auch jene, welche deutsche Wirtshäuser in die Hände fremder Nationalitäten bringen, oder es werden die Darlehen abgeschlossen und aufgenommen, die den deutschen Bauer in die Hände der Wucherer liefern.

Im Wirtshaus wird auch meist das größte Fest des Jahres, das Kirchweihfest, abgehalten, bei dem sich noch viele alte aus der deutschen Heimat mitgebrachte Volkssitten erhalten haben. In den reichen Dörfern wird gerade bei diesem Fest oftmals große Verschwendung getrieben. Das Haus wird vorher von oben bis unten gereinigt, die Einrichtung womöglich erneuert, soweit angängig, es wird neue Kleidung angeschafft, und schon Tage und Wochen vorher wird gebaden, geschlachtet, ge-

braten und geschmort, als gelte es durch Wochen hindurch einen großen Kreis von Gästen zu versorgen. Und tatsächlich findet sich auch ein solcher ein. Zum Kirchweihfest kommen die Kinder des Dorfes oft von sehr weit her, um wieder einmal in der lieben Heimat im Kreise der Verwandten und Freunde weilen und fröhlich sein zu dürfen, sich wohl und glücklich fühlen zu können. Sogar die Ruthenen und die Polen kommen gern, wenn sie Einladungen zu einem deutschen Kirchweihfest erhalten.

Das eigentliche Fest beginnt am Samstag vor dem Kirchweihsonntag mit der Aufrichtung eines hohen, blumengeschmückten und mit bunten Bändern umwundenen Fahnenmastes, des sogenannten „Kirchweihbaumes“ (Kerwebam).

Schon hierbei gibt es häufig Musik und Tanz. Das ist die sogenannte „Vorkerwe“ (Vorkirchweih). Der Kirchweihsonntag selbst beginnt zunächst feierlich und gemessen. In diesem Tage fehlt niemand von der Gemeinde im Gotteshause, und es wird erwartet, daß der Prediger der hohen Weihe des Tages gerecht werde. Sobald der Gottesdienst beendet ist, beginnt vor der Kirche die — meist aus jüdischen Musikanten bestehende — Musikkapelle zu spielen, Pistolenschüsse knallen und die Jugend zieht zum Wirtshaus, wo der erste Tanz beginnt. Nicht überall ist der Gegensatz zwischen dem kirchlichen und weltlichen Teil der Feier so scharf und grell zum Ausdruck gebracht. Neuerdings haben eifrige Geistliche wohl auch erreicht, daß der Sonntag Nachmittag noch nicht zum Tanz verwendet wird, und daß der Sonntag Abend durch ein Volksfest mit guten patriotischen Aufführungen, musikalischen Darbietungen und sonstigen Volksunterhaltungen begangen wird. Danach pflegt sich aber dann meist die Tanzlust, die solange mühsam zurückgehalten worden ist, nur um so wilder auszutoben. Und es gibt Gemeinden, in denen drei Tage und drei Nächte hindurch getanzt wird, und am folgenden Sonntag kommt dann noch die „Nachkerw“ (Nachkirchweih). Die Bemühungen um Veredelung dieser alten Volkssitte haben indessen schon viele gute Früchte getragen. Das Bestreben



Blick in den Hof eines deutschen Großbauern bei Dorrfeld.



Blick in den Hof eines deutschen Großbauern bei Dornfeld.

Tafel 11

Deutsche Hochzeit in Kaisersdorf.





Tafel 12

Deutsche Hochzeit in Kaisersdorf.

nach gediegener Volksunterhaltung hat manchen Volksdichter dazu angeregt, daß er sich auch auf dem dramatischen Gebiet versuchte, und nicht allein in den mehr städtischen, sondern auch in kleinen Landgemeinden hat sich die Jugend mit wahren Feuereifer dem Einstudieren der betreffenden Volksstücke hingegeben.

Daß auch der Gesang in den deutschen Siedlungen Galiziens sehr gepflegt wird, braucht kaum hinzugesagt zu werden. Der Quell des deutschen Volksliedes fließt auch hier noch — wenn sich auch leider in letzter Zeit schon vielfach fremde Einflüsse geltend machten. Um zugleich auch eine Probe von dem in den meisten deutschgalizischen Siedlungen gesprochenen Dialekt zu geben, seien im Nachstehenden einige kleine Proben deutschgalizischer Volkspoesie gegeben, die wir dem deutschgalizischen Volkschriftsteller, Sekretär Friedrich Koch (Fridolin) verdanken. Zunächst einige Tanzliedchen, dann ein sehr verbreitetes Schlummerliedchen.

Tanzliedchen.

Zwee schwarzbraune Dohse,
E budliche Kuh,
Die gebt m'r mei Vatter,
Wann ich heirate duh.

Heideldum, mei Fuß is krumm,
Die Paßgei will net laute;
Laut sie net, so danz ich net,
Verreiß ich aach mei Stiewel net.

Fahr m'r net iver mei Ackerle,
Fahr m'r net iver mei Wief',
Oder ich schla' Dich ganz jämmerlich,
Daß du das Fahren vergißt.

Schlafliedchen

(beim Wiegen der Kinder gesungen, sehr verbreitet)

A = a = luluche,
Kop'm Kindche Blumelche,
Kop'm Kind e Kerbche voll,
Daß's Kindche schlofe soll.

Im echten Volkston ist das nachstehende Lied von
Georg Jaki in Makowa gehalten, das als Probe neuerer
Volksdichtung hier Aufnahme finden mag.

Der deutsche Schwomesohn.

Ich bin e deutscher Schwomesohn,
Das duht mich doch recht freie;
Un tra ich auch ke Kaiserkron,
Duhts mich doch net gereie,
Daß ich e deutscher Bauer bin —,
Mit deutschem Blut un deutschem Sinn.

Im Frühjoht geh' ich uf das Land,
Lu ackre und aach säe;
Im Summer muß die Seng zur Hand
Die zeitlich Frucht abmähe;
Im Herbst werr'n Grumbre ausgemacht
Die sin so scheen, daß's Herz e'm lacht.

Bei all dem rückt die Zeit heran, —
Es macht mer Freud un Ehr;
Daß ich no enunzwanzich Jahr
Inrück zum Milideer,
Do geb ich mer erscht rechte Mih —,
Daß ich zum Johr zwee Sterne krie.

Drei Johr gehn rum so wie der Wind,
Bal derf ich hemspazeere,
Meim Liebsche gehn se net so gschwind—,
Sie duht viel Trän verleere.
Die denkt: wär nor mei Jakob do,
Dann wär ich erscht vun Herze froh.

Un komm ich hem, dann fro't se mich:
„Bischt mer aach trei geblive?
Oder hoscht vleicht in de drei Johr dich
In e Anri wo verliwe,
Die net deutsch is un net deutsch kann
Un gar nix fro't no'm deutsche Mann?“

Dann sa' ich ehr: „Lieb Liesbeth fein,
Wie kannscht du nor so denke; —

on
ter

Als Deitsche bischt du immer mein,
Do werd mich niemand lenke
Zu eener Unre, die net is
& Deitsche, wie mei bravi Lies."

Drum bin ich stolz un frei mich sehr,
& deitscher Schwob zu heiße;
Denn schönr'es gebt's jo nimmermehr,
Als deitsche Art un Weise.
Drum freie jeder sich darob,
Der sich bekennet als deitscher Schwob.

Wenn oben vom Einfluß des Wirtshauses auf das Dorfleben die Rede war, so muß nun der Gerechtigkeit und Wahrheit gemäß festgestellt werden, daß in der neueren Zeit diesem schlimmen Einfluß des Wirtshauslebens sowohl von kirchlicher, als auch von deutsch-völkischer Seite her kräftig und teilweise mit schönem Erfolg entgegenzuarbeiten versucht wird. Es gibt einen „Berein zur Bekämpfung des Alkoholismus in Galizien“, dessen rühriger und tatkräftiger Vorsitzender, Pfarrer Julius Schick in Ugartshal, ein echter Sohn Deutschgaliziens ist. Der Verein arbeitet durch Vorträge, Lichtbilderabende und dergleichen und hat namentlich in den Kreisen der Geistlichen und Lehrer erfreulich an Boden gewonnen. Von völkischer Seite wird gegen das Wirtshausleben durch Errichtung der „Deutschen Häuser“ gearbeitet. Freilich haben dieselben bisher noch nicht den Erfolg zu verzeichnen, den man sich von ihrer Gründung versprochen hatte, und hie und da sind die „Deutschen Häuser“ leider sogar auch nichts anderes, als gewöhnliche Wirtshäuser geworden. Immerhin wird man sagen müssen, wenn man etwa das Deutsche Haus von Baginsberg bei Kolomea oder von Dornfeld, in dem keine alkoholischen Getränke ausgeschänkt werden, gesehen hat, daß hier verheißungsvolle Anfänge einer besseren Gestaltung des geselligen Lebens der deutschen Siedelungen gemacht worden sind.

Die völkische Bewegung, von der an anderer Stelle noch ausführlich die Rede ist, hat, obwohl sie erst jüngeren Datums ist, bereits überall sehr merklich auf das Volks-

leben eingewirkt und hat die Liebe zu den alten Sitten, insbesondere aber die Liebe zur teuren Muttersprache, den Zusammenhang der einzelnen deutschen Kolonien untereinander und auch das Einvernehmen zwischen den evangelischen und katholischen Bewohnern der Kolonien mächtig gefördert und gestärkt. Schöne Volksfeste, besonders auch die früher hier ganz unbekanntenen Wald- und Sommerfeste, wie sie jetzt fast überall in den deutschgalizischen Kolonien üblich sind, verdanken ihr Entstehen in diesen Gegenden der völkischen Bewegung.

Es war oben gesagt worden, daß sich das Leben in einer deutschgalizischen Siedelung um drei Hauptpunkte drehe: Kirche, Schule und Wirtshaus. Darunter ist an erster Stelle die Kirche genannt. Die „Schwabens“ Deutschgaliziens sind ganz zweifellos ein kirchliches und auch wirklich religiöses Völkchen. Ein Gotteshaus darf auch in der kleinsten Siedelung nicht fehlen. Wo sich an einem Orte nur 10 oder 12 deutsche Familien zusammenfinden, da rasten und ruhen sie nicht, bis sie nicht wenigstens ein kleines hölzernes Bethaus besitzen. Der Kirchenbesuch ist fast überall vorzüglich. Ich habe es in kleinen galizischen Landgemeinden gefunden, daß die Ältesten der Gemeinde, welche stets neben dem Altar eine Ehrenbank innehaben, vor Beginn des Gottesdienstes nachsahen, ob auch alle Gemeindeglieder anwesend waren, und daß sich, wenn jemand fehlte, einer der Herren Ältesten noch persönlich zum Hause des Fehlenden begab, um den Grund des Ausbleibens zu erforschen.

Mit einer wahrhaft rührenden Liebe sucht die Gemeinde das Gotteshaus zu schmücken und zu erhalten. Wer ein besonderes Glück gehabt hat, wenn eine gute Ernte beschieden war, wer eine unverhoffte Freude erleben durfte, der bezeugt dem Gotteshaus seine Dankbarkeit dafür durch irgendeine mehr oder minder wertvolle Stiftung: eine Glocke, eine Altardecke, Altargeräte, Leuchter oder dergleichen.

Die meisten Landgemeinden haben keinen eigenen Geistlichen, sondern es bilden drei oder vier, oft aber auch acht bis zehn von ihnen einen Pfarrsprengel mit

einem gemeinsamen Pfarrer, welcher dann natürlich die einzelnen Gemeinden nur selten selbst zur Abhaltung von Gottesdiensten besuchen kann. Daher müssen an diesen Orten die Lehrer einspringen und die Sonntagsgottesdienste und sonstigen seelsorgerlichen Handlungen abhalten.

Daß die gute Kirchlichkeit der deutschgalizischen Landgemeinden nicht etwa nur eine rein äußerliche ist, sondern daß sie auch veredelnde Wirkungen hat, das beweist am besten das sittliche Leben in den Gemeinden. In den deutschen Gemeinden, und zwar ohne Unterschied, ob Land oder Stadt, beträgt nach den amtlichen kirchlichen Ausweisen der Prozentsatz der unehelichen Geburten noch keine 3%, es gibt aber auch viele Gemeinden, in denen er noch nicht einmal 1% erreicht. Das Familienleben wird überall hochgehalten und ist gesund und kräftig. In den deutschgalizischen Landgemeinden haben die modernen Unsitten, die in ihren Folgen die Zukunft unseres Volkes bedrohen, noch fast nirgends Eingang gefunden. Das beweist der große Kinderreichtum. Es sind Familien mit 10, 12 oder 15 und noch mehr Kindern keine Seltenheiten. Allerdings muß hier auch einer Gefahr gedacht werden, welche in manchen Orten in der letzten Zeit schon einen gewissen entarteten Einfluß geltend gemacht haben soll: das sind die Verwandtenheiraten. Besonders in den Gemeinden des Dunajecgebietes will man infolge dieses Übels bereits nachteilige Einflüsse bemerkt haben. Doch wird auch hiergegen neuerdings recht erfolgreich und umsichtig von kirchlicher wie deutschvölkischer Seite gearbeitet.

Heiraten mit Andersstämmigen (Polen und Ruthenen) sind in den deutschen Kolonien äußerst selten, und haben, wenn hie und da eine vorkommt, meist die Eindeutschung des nichtdeutschen Teils zur Folge.

In den deutschkatholischen Gemeinden Galiziens macht es sich ungemein schmerzlich fühlbar, daß die Geistlichkeit, fast durchgängig aus Polen bestehend, in nationaler Hinsicht nicht mit den Gemeinden fühlt, ja, in einzelnen Fällen ganz offenkundig polonisierend zu wirken bestrebt ist. In manchen Gemeinden, wie zum

Beispiel in Bruckenthal im Bezirk Rawa ruska, und in Münchental (Muzylowice) hat dieses Mißverhältnis zu ernstestn Streitigkeiten und schließlich zur Abberufung der betreffenden Geistlichen geführt. Wackere deutschkatholische Bauern haben versucht, durch Bittschriften und persönliche Vorstellungen beim Erzbischof von Lemberg zu erreichen, daß in den deutschen Gemeinden nur deutsche Predigten gehalten werden und daß womöglich nur deutsche Geistliche dahingesandt werden. Der gegenwärtige Erzbischof, Josef Bilczewski (selbst ein Deutscher aus Wilmesau, ursprünglich des Namens Josef Biber), zeigt aber anscheinend wenig Entgegenkommen. Er beruft lieber Polen aus Posen, die deutsch predigen können. Der Kampf der deutschkatholischen Bauernschaft Galiziens wird auf diesem Punkte wohl noch anhalten.

Eine besonders interessante Erscheinung sind die national gemischten Dörfer, in denen sich unter der slavischen Mehrheit schon seit altersher eine kleine deutsche Minderheit volkstreu erhalten hat. Eine solche Siedlung ist zum Beispiel Wandrów bei Ustrzyki dolne im mittleren Galizien. Wandrów ist ein großes Ruthenendorf, langgestreckt in einem malerischen Gebirgstälchen lieblich gelegen. Der ganze untere Teil des Dorfes, am unteren Lauf des Baches ist ausschließlich von Ruthenen bewohnt. In der Mitte des Dorfes liegen dicht beieinander die ruthenische Kirche und das griechisch-katholische Pfarrhaus, und auf einer kleinen Anhöhe, das ganze Dorf beherrschend, das schmucke evangelische Kirchlein mit dem schlanken Turm und dem freundlichen Pfarrhaus daneben. Es folgt dann bachaufwärts ein Teil des Dorfes, der nur von Deutschen bewohnt ist, dann wieder ein ruthenisches Stück und dann ganz am obersten Ende des Dorfes wieder eine Gruppe deutscher Bauernwirtschaften. Die deutsche evangelische Privatschule liegt gleichweit von beiden deutschen Gruppen entfernt mitten im ruthenischen Stück des oberen Dorfes. Trotzdem die Deutschen nun hier schon seit über 120 Jahren in engster Verbundenheit mit den Ruthenen leben und gewissermaßen zwischen die Ruthenen eingeschachtelt sind, hat dennoch ihr

Deutschtum darunter nicht gelitten. Die Deutschen von Wandrow sprechen natürlich alle perfekt ruthenisch, aber ihre eigentliche Muttersprache, die Familien- und Haus-Sprache ist und bleibt das Deutsche. Gerade in solchen abgelegenen Kolonien haben sich viele alte Sitten aus der deutschen Heimat erhalten und unverfälscht bis auf die heutige Generation überliefert.

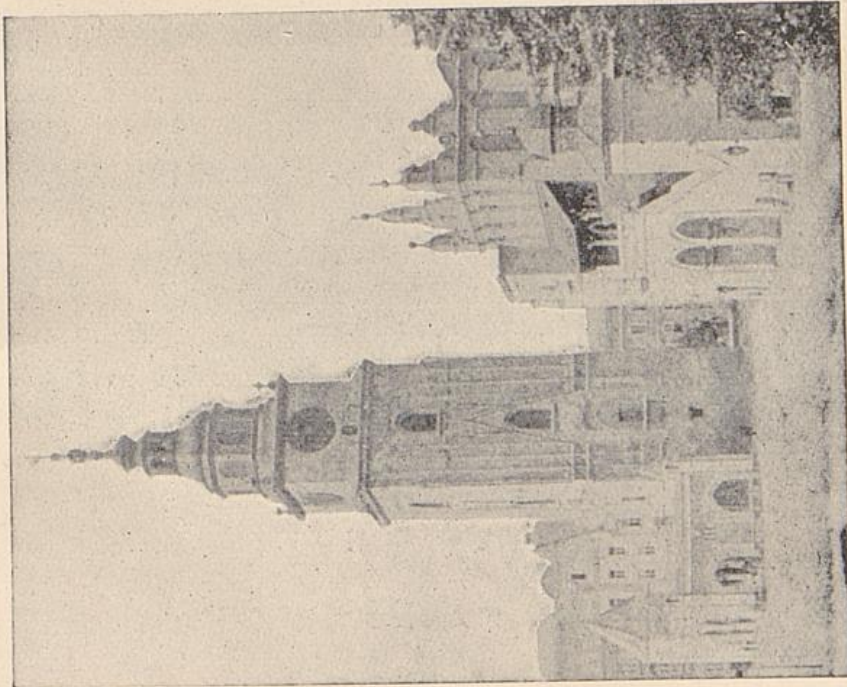
Ein anderes großes gemischtes Dorf, in dem die Aufgabe der Deutschen, sich national zu erhalten, keine leichte ist, ist das große Ruthenendorf Horocholina am Abhange der Ostkarpathen, bei Bohorodezany. Hier wurden im Jahre 1808 acht deutsche Familien unter etwa 600 Ruthenenfamilien angesiedelt, und zwar so, daß immer nur zwei Familien deutschen Stammes bei einander wohnen durften, die vier auf diese Art entstandenen deutschen Zweifamiliengruppen aber untereinander sehr weit getrennt waren. Heute befinden sich in Horocholina 50 deutsche Familien, meist evangelische. Sie haben sich gerade in der Mitte des Dorfes eine Kirche gebaut und daneben eine Schule, die zugleich als Mittelpunkt des Gemeindelebens dient. In mancher Beziehung ist allerdings der ruthenische Einfluß auf die deutsche Bevölkerung von Horocholina nicht zu verkennen. So trägt sie zum Beispiel im Winter ebenfalls Schafpelze, wie es die Ruthenen tun. Leider hat sich auch mancher ruthenische Aberglaube eingeschlichen. Aus dem ruthenischen Volke stammt auch die Sitte, armen Bauern, besonders Witwen, zur Bearbeitung ihrer Felder oder zur Ernte durch sogenanntes „Lolul“ zu helfen. Es besteht das darin, daß sämtliche Verwandten und gute Bekannten an einem Tage zur Mithilfe in der Arbeit kommen. Dafür müssen dieselben dann aber am Abend mit Schnaps oder Bier bewirtet werden.

Auf der anderen Seite aber kann man gerade auch in Horocholina beobachten, wie sich im Familienleben, in der Kindererziehung, im kirchlichen Leben, bei fast allen Anlässen festlicher Natur, der deutsche Charakter zäh und fest erhält. Frische Anregung bekommt das Deutschtum der Horocholiner immer wieder durch die zum

Militär gehenden Söhne des Ortes. Die deutschgalizischen Bauernsöhne werden gewöhnlich wegen ihrer Tüchtigkeit, nicht minder aber auch wegen ihrer Sprachkenntnisse bald zu Unteroffizieren befördert. Als solche aber bedienen sie sich dann ausschließlich der deutschen Sprache und bringen deren neue Wertschätzung später mit ins Heimatdorf zurück. Und nicht minder bedeutsam ist der enge Zusammenhang unserer deutschgalizischen evangelischen Gemeinden, besonders auf dem kirchlichen Gebiet, mit dem Deutschtum Westösterreichs und des Deutschen Reiches, welcher Zusammenhang selbst von so kleinen Gemeinden wie Horocholina aufs Eifrigste gepflegt wird. Zahlreiche Bücher und Schriften, meist aus dem Deutschen Reich für die Schulbibliotheken, die Lehrer, die Gemeindebücherei gesandt, finden stets dankbare, eifrige Leser, und neuerdings finden auch deutsche Zeitungen und Zeitschriften ziemlich Verbreitung in Deutschgalizien.

Ein liebliches Bild aus einer der schönsten Siedlungen Deutschgaliziens möge diesen Abschnitt beschließen:

Im Tal der reißenden Swiza, im Bezirk Dolina, liegt das freundliche, saubere Gebirgsdorf Engelsberg. Es setzt sich zusammen aus 27 Bauernwirtschaften. Ein fleißiges Völkchen ist es, welches hier treu dem ererbten Volkstum und der evangelischen Kirche zugetan, im Schweiß seines Angesichts dem von den Vätern ererbten steinigen Boden mühsam seinen Ertrag abringt. Die Nähe der großen Holzindustrie von Bygoda und die Gelegenheit zu Verdienst, welche die nahen Waldungen bieten, haben es mit sich gebracht, daß die Bewohner des Dorfes ihr Auskommen hatten, und daß mancher von ihnen sogar ein kleines Stückchen zurücklegen konnte. Engelsberg war der Mittelpunkt für eine ganze Reihe von deutschen Familien, die in den umliegenden Ruthenendörfern als Handwerker lebten. An Sonn- und Festtagen strömten dann diese Volksgenossen alle herein nach Engelsberg, und das schmucke, freundliche Kirchlein sah dann meist eine recht stattliche Anzahl von Besuchern in seinem Innern. Auch die schöne, deutsche Privat-



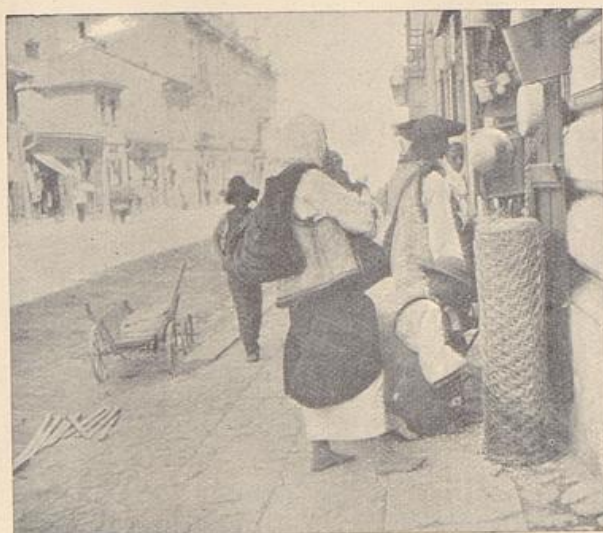
Marienkirche in Krakau.



In der Straße einer galizischen Stadt (Stanislaw).

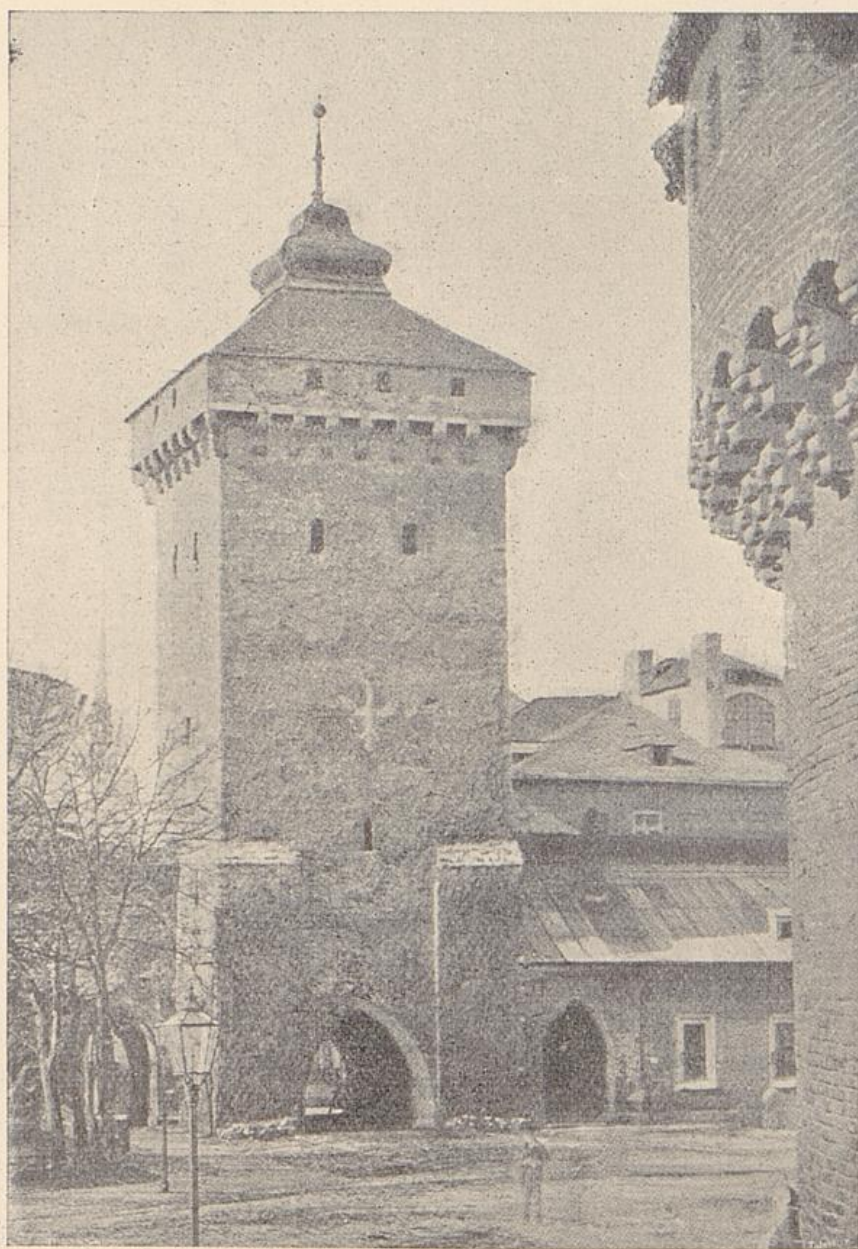


Marienkirche in Krakau.



In der Straße einer galizischen Stadt (Stanislaw).

Tafel 13



Das Florianstor in Krakau.

schule, unmittelbar neben der Kirche gelegen, war nicht nur von Engelsberger Kindern, sondern auch von zahlreichen deutschen Kindern aus der Umgebung besucht. So bildete diese freundliche Siedlung den Mittelpunkt für die deutsche Bevölkerung des oberen Swizatales.

Engelsberg war immer eine Stätte des Friedens gewesen. Die Stürme und Unruhen des Weltgetriebes schienen nicht bis in diesen stillen Gebirgswinkel hineinzureichen. Doch die tiefe Erschütterung, welche die Auswanderungskrisis des Jahres 1903 mit sich brachte, zog auch Engelsberg in Mitleidenschaft. Auch von hier waren ja im Laufe der Jahrzehnte einige deutsche Familien nach Amerika ausgewandert — wo gäbe es ein Fleckchen deutscher Erde, welches nicht in solchen Beziehungen zur großen neuen Heimat jenseits des Weltmeeres stünde? Dadurch war aber der Bestand des Dorfes nicht im Geringsten angegriffen worden. Nun aber kamen, ähnlich wie dies in Landestreu und in so vielen anderen deutschen Siedlungen der Fall gewesen war, Agenten, welche den Leuten vorzureden suchten, daß sie es in der alten Heimat schlecht hätten, daß sie anderswo viel mehr verdienen könnten, daß die Deutschen in Galizien keine Zukunft hätten, und was derlei Reden mehr waren. Da erschienen plötzlich Käufer, welche für die Wirtschaften hohe Preise anboten. Es gab schon auch in Engelsberg einige Unzufriedene, welche gerne einmal neue Verhältnisse kennen lernen wollten, und eines Tages war die erste Bauernwirtschaft des bis dahin rein deutschen Dorfes Engelsberg in fremde Hände übergegangen. Aber es gab glücklicherweise im Dorfe auch eine große Anzahl anderer, die mit inniger Liebe an der teuren, von den Vätern ererbten Scholle hingen. Die hielten es nun für ihre Pflicht, sofort Lärm zu schlagen. Sie schrieben Briefe und sandten Boten an die verschiedensten Persönlichkeiten im Lande, von denen sie wußten, daß sie immer ein reges Interesse für das Deutschtum des Landes und seine Erhaltung hegten, und baten um Hilfe, damit Engelsberg als deutsches Dorf erhalten bleibe. Es war auch die höchste Zeit, denn bereits unterhandelten

weitere fünf Grundwirte mit Fremden wegen des Verkaufes ihrer Wirtschaften, ja, es hieß, die Käufe seien bereits abgeschlossen und Engelsberg sei verloren. Es hatten sich nämlich inzwischen auch jüdische Unterhändler gezeigt, welche das ganze Dorf anzukaufen beabsichtigen, besonders wegen des herrlichen, alten Waldes, der dem Dorf gehört, aber auch, wie es sich später herausstellte, wegen der reichen Naphthaquellen, welche im Bezirk Engelsberg liegen sollten. Da gab es nun ein heißes Ringen. Vom deutschen Volksrat für Galizien und von der Leitung des Bundes der christlichen Deutschen in Galizien kamen Vertreter der deutschen völkischen Kreise ins Dorf, hielten hier Versammlungen ab und beschworen die betreffenden Grundwirte, sich doch nicht fremden Interessen dienstbar zu machen, und nicht ihre Erstgeburt um ein Linsengericht zu verkaufen. Aber nun zeigte sich das, was der Deutschgalizier den „schwäbischen Stützkopf“ nennt: Die Verkaufslustigen konnten zwar gegen die ihnen vorgehaltenen Gründe nichts vorbringen, dagegen glaubten sie, sich mit den betreffenden Unterhändlern bereits soweit eingelassen zu haben, daß sie nicht mehr zurücktreten könnten und erwiderten daher auf alle Vorstellungen nur immer wieder mit derselben, stehenden Redensart: „Wir können doch unser Eigentum verkaufen, an wen wir wollen!“ Da, in der höchsten Not erschien ein Retter für Engelsberg: Ein Mitglied des Deutschen Volksrates nahm es auf sich, die am meisten gefährdeten vier deutschen Bauernwirtschaften zu kaufen. Damit war nicht allein der deutsche Charakter des Dorfes als solcher gewahrt, sondern man hatte noch überdies den großen Vorteil, die unzufriedenen Elemente auf diese Weise entfernt zu haben. Nach Verlauf von zwei Jahren waren diese vier Wirtschaften bereits an tüchtige, junge deutsche Männer weiterverkauft.

Es traf sich, daß gerade damals, im Jahre 1911 der Gedenktag der Gründung Engelbergs zum hundertsten Male wiederkehrte. Da wurde denn beschlossen, diesen Tag ganz besonders festlich zu begehen. Der Himmel gab seinen Segen dazu. Im herrlichsten Sonnenglanz

beleuchtet lag die wundervolle Gegend da, und Engelsberg zeigte sich an seinem hundertsten Geburtstag in seiner ganzen Pracht. Einen solchen Tag hatte Engelsberg noch nicht gesehen. Vom frühen Morgen angefangen rollten Wagen auf Wagen in das Dörflein ein, das sein schönstes Festgewand angelegt hatte, um seine Gäste würdig zu begrüßen. Die ganze Dorfstraße war rechts und links mit grünen Fichtenbäumen, die über und über mit bunten Fähnchen und Wimpeln geschmückt waren, eingefast. Kränze und Fahnen zierten auch die schmucke Kirche und das stattliche Schulhaus. Freilich erwies sich die Kirche viel zu klein, um alle jene, welche zu Engelsbergs Ehrentag von fern und nah herbeigeeilt waren, zu fassen, und viele mußten draußen stehen. Besonders stark waren unter den Gästen natürlich die benachbarten deutschen Siedelungen vertreten: Bygoda, Broczkôw, Debolôwka, Ugartschal und Landestreu, aber auch aus Stanislaw, Diamantheim und anderen, entfernten deutschen Kolonien waren Vertreter erschienen. Auch der Bund der christlichen Deutschen hatte seinen Wanderlehrer Linnert entsandt. Die Festrede hielt der Sprengelpfarrer über das Wort des 118. Psalms: „Ich werde nicht sterben, sondern leben, und des Herrn Werke verkündigen“. Der Redner ging davon aus, daß Engelsberg infolge trauriger Verhältnisse und Auswanderung vor einigen Jahren fast gestorben wäre. Aber durch eine kräftige, wohlgelungene Hilfsaktion deutscher evangelischer Männer gelang es, Engelsberg deutsch und evangelisch zu erhalten. Gott sprach auch zu Engelsberg: „Du sollst nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werke verkündigen!“ Das wahre Leben einer evangelischen Gemeinde besteht freilich nicht im äußeren Wesen, sondern in der Erfahrung der Lebenskräfte des Evangeliums. Der Redner schloß mit dem innigen Wunsche, daß Engelsberg in seinem zweiten Jahrhundert das werden möchte, was sein Name besagt: ein Berg Gottes, wo die Engel Gottes ein- und ausgingen und die Kennzeichen des wahren göttlichen Lebens zu spüren wären: Glaube, Liebe, Einigkeit, Brüderlichkeit und Kraft des heiligen Geistes.

Nach dem Festgottesdienst versammelten sich die auswärtigen Gäste zu einem gemeinsamen Mittagsmahl in der Schule. Engelsberger und Landestreuere Frauen wetteiferten hier, den Gästen alles so schön und so gemüthlich, wie nur möglich zu machen. Um halb 3 Uhr versammelte sich die ganze große Schar der Festteilnehmer auf der breiten Dorfstraße vor der Schule. An der Spitze stellte sich die Schar der Schulkinder auf, ein jedes mit einem Fähnchen in der Hand, dessen Farben nach der Deutung des Herrn Lehrers schwarz-rot-gold sein sollten, obwohl in Folge der etwas mangelhaften Papierverhältnisse im benachbarten Städtchen Welschirz das Schwarz arg ins Hellblaue, das Rot in Rosa und das Gold arg ins Gelbgrüne spielte. Der Freude und Begeisterung tat das aber keinen Eintrag! Unter dem Klang der deutschen Volkslieder, in die die Alten ebenso fröhlich wie die Jungen einstimmten, setzte sich der Zug in Bewegung. Es war ein liebliches Bild, wie sich durch die Felder und Wiesen die schier endlose bunte Schlange der Festteilnehmer dahinwand, um über die Hutweide bergauf dem Engelsberger Gemeindewald zuzustreben. Dieser Wald bildet den schönsten Reichtum Engelsbergs. Fröhlich dachten die Engelsberger und ihre Gäste angesichts dieses Reichtums, der einst die obenerwähnte Spekulation so angeregt hatte, daß sie beinahe dem Dorf gefährlich geworden wäre, daran, daß diese Zeit der Krisis nun überwunden sei und Engelsberg deutsch geblieben sei und bleiben werde. Oben am Hang des Berges im Schatten der Fichten, lagerte sich die Schar der Festgäste auf dem weichen, prächtigen Teppich des Waldgrases. Die Schuljugend trug einige vom Lehrer Löwenberger sorgsam einstudierte zweistimmige Lieder vor, und nun hielt der Pfarrer eine Begrüßungsansprache, die einen Rückblick auf die Geschichte der Gemeinde enthielt, zur Treue gegen den Glauben der Väter, das teure Volkstum, den Staat und dessen Oberhaupt ermahnte und in ein donnerndes Hoch auf den Kaiser ausklang. Dann folgten wieder Gesänge und Deklamationen der Schuljugend, und hierauf nahm Wanderlehrer Pinnert

Das Wort, um in gehaltreicher Rede zum Festhalten an den von den Vätern ererbten Gütern zu ermahnen. Er erinnerte an die großen Helden unseres Volkes, von Hermann, dem Cherusker, bis auf Dr. Martin Luther, bis auf die großen Männer des Freiheitskrieges und die Schöpfer des neuen Deutschen Reiches. Brausende Hochrufe zeugten von dem tiefen Eindruck, den diese Worte gemacht hatten. Nun folgte der heitere Teil des Festes, indem sich die liebe Jugend und auch gar mancher Alte, in fröhlichen Kreis- und Bewegungsspielen vergnügte, oder aber die Zeit im vertraulichen Gespräch verbrachte. Der Abend vereinigte noch einmal die Festteilnehmer, soweit sie nicht bereits vorher den Rückweg angetreten hatten, im hellerleuchteten Kirchlein zu einer Schlussfeier, die in das Wort ausklang: „Bet und arbeit, so hilft Gott allezeit!“

Die stattlichen Geldsammlungen, die bei diesem Feste aufkamen, wurden dazu bestimmt, in Engelsberg eine deutsche Sommerfrische zu gründen. Der Ort mit seiner herrlichen Lage am Fuß hoher fichtenbewaldeter Berge, unmittelbar über dem brausenden Swicafluße mit seinem klaren, reinen Gebirgswasser, mit den schönen, grünen, blühenden Wiesen und lauschigen Tälchen, mit der prachtvollen Aussicht nach allen Seiten, eignet sich ganz vorzüglich dazu. Die Ausführung dieses schönen Planes hat indessen durch den Ausbruch des Weltkrieges einen Aufschub erlitten. Aber gerade dieser Krieg hat auch eine neue Anregung gegeben. Auch um Engelsberg liegen zahlreiche deutsche Heldengräber, die letzten Ruhestätten der vielen deutschen Soldaten, welche hier in den überaus heißen Kämpfen der Karpathenschlachten im Winter 1914/1915 ihr Leben lassen mußten. Diese teuren Gräber werden wohl gar manchen Vater, gar manche deutsche Mutter, Witwe und Braut nach Galizien ziehen. Und schon werden vom deutschen Volksrat für Galizien eifrigst Pläne und Gedanken erwogen, diesen deutschen Pilgern und Wanderern Gelegenheit zu geben, hier in der Nähe der teuren Grabstätten, an der Stätte des großen Ringens, auch Ruhe und Erholung für Leib und Seele zu finden.

Die deutschen Karpathendörflein werden noch eine große Bedeutung bekommen, und dann wird es sich erst zeigen, was die Vorsehung plante, als sie hier mitten in der fremden Umgebung diese kleinen, trauten Stätten deutschen Volkstums erstehen ließ.

5. Die deutsche Schutzarbeit.

Die Entwicklung der deutschen Schutzarbeit in Galizien gehört zu den erfreulichsten Kapiteln in dem Aufblühen der in der neueren Geschichte des österreichischen Deutschtums überhaupt so bedeutungsvollen Schutzvereinsbewegung. Was unter den schwierigsten Verhältnissen ohne alle offizielle Unterstützung, ja vielfach unter dem Widerstand der Behörden mit den bescheidensten Geldmitteln lediglich durch eigene Kraft, Begeisterung und vor allem auch Einigkeit ein um sein Volkstum kämpfendes Häuflein Deutscher erreichen kann, — dafür ist die völkische Bewegung in Galizien ein leuchtendes Beispiel. Sie ist dies um so mehr, als sie sich auf einem düsteren Hintergrund abhebt.

Es wurde schon darauf hingewiesen, in welcher schwierigen Lage das galizische Deutschtum im Lauf der Jahrzehnte dadurch geriet, daß Galizien in die fast unumschränkt selbständige Verwaltung der Polen kam, die in immer steigendem Maß auf die Ausmerzung des Deutschtums hinarbeiteten. Man tut den Polen Unrecht, wenn man behauptet, daß sie in Pausch und Bogen den Segen und Nutzen verkannt hätten, welche die deutsche Kolonisation, der deutsche Gewerbesleiß und die deutsche Kultur für das Land gebracht haben. Sogar am Anfang unseres Jahrhunderts waren noch in unsern galizischen Volksschulen Lesebücher im Gebrauch, in welchen bei der Behandlung der verschiedenen galizischen Volksstämme die deutschen ausdrücklich als ein solcher genannt und die deutschen Kolonien in anerkannter Weise geschildert wurden. Anlässlich der im Jahre 1903 mächtig angeschwollenen Auswanderbewegung schrieb das Organ der konservativen Partei, der Krakauer „Czas“, ausdrücklich:

„Eine gewisse Beimischung des deutschen Bevölkerungselements in unserem Lande kann uns durchaus nicht unerwünscht sein.“ Auch sonst konnte man aus dem Munde besonnener und einsichtiger Polen noch bis vor nicht allzulanger Zeit wohlwollende und freundliche Urteile über den Anteil des deutschen Elements an der Kultivierung des Landes hören. Wie hätten auch sonst die polnischen Gutsbesitzer mit Vorliebe sich deutsche Verwalter, deutsche Inspektoren, deutsche Förster, deutsche Handwerker auf ihre Güter berufen! Ein aufrichtiger Pole mußte ja doch zugeben, daß die deutschen Kolonien in der That ein Segen für das Land gewesen waren. Daß man ohne deutsches Kapital, deutsche Ingenieure, deutsche Industrie nicht vorwärts kommen konnte, das war noch bis an die Wende des Jahrhunderts eine auch bei den Polen weit verbreitete Überzeugung. Erst später fing man an, mit den Engländern und Franzosen zu liebäugeln, und hoffte auf industriellem Gebiet den deutschen Einfluß durch den englischen und französischen ersetzen zu können.

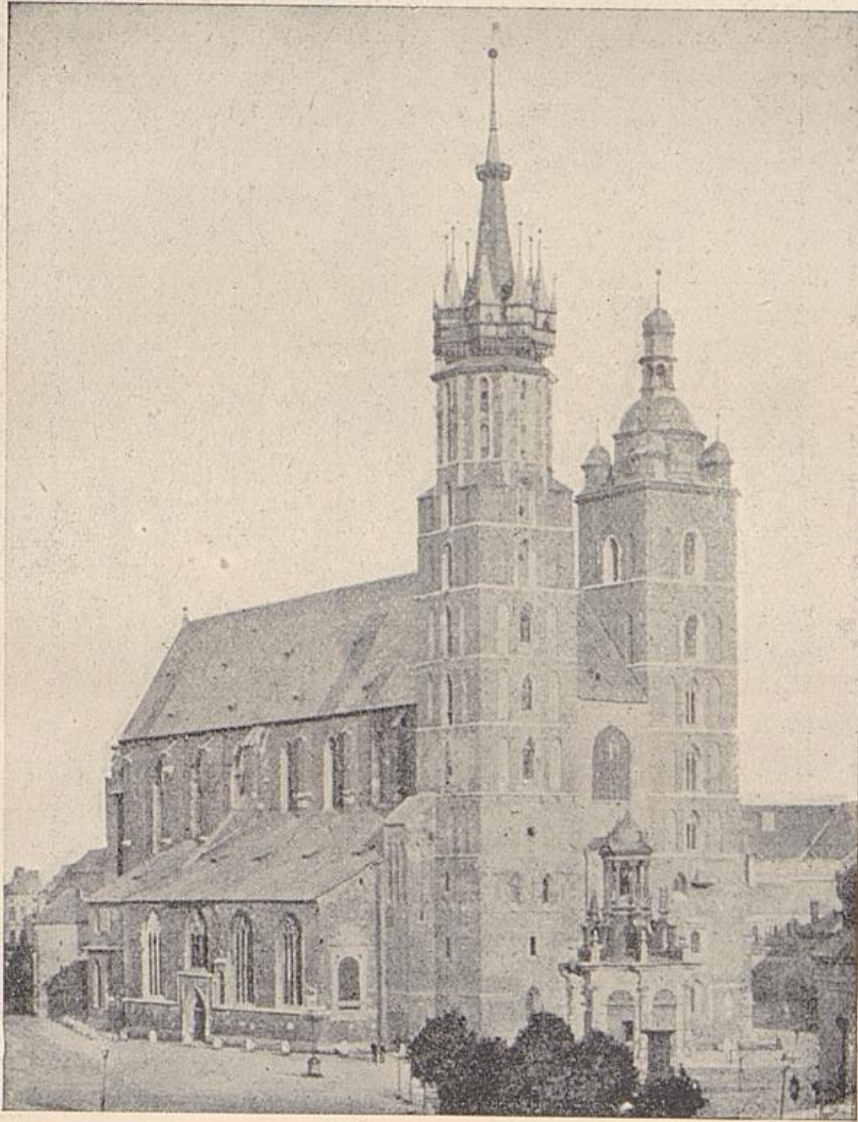
Indem wir also anerkennen wollen, daß die Polen auch bis in die jüngste Zeit sich nicht bloß als Feinde dem Deutschtum gegenüber gestellt haben, so muß doch andrerseits mit Bedauern festgestellt werden, daß in immer wachsendem Maße, namentlich in der polnischen Presse, eine Gesinnung nicht nur gegen das deutsche Volk überhaupt, sondern besonders auch gegen die galizischen Deutschen zu Tage trat, die als eine direkt gehässige und feindselige bezeichnet werden muß. Dieser Gesinnung entsprach auch die praktische Betätigung. Obwohl die deutsche Sprache als Landessprache festgelegt ist, wurde überall in den Ämtern, bei den Behörden, in den Notariatsstuben, in den Banken und Sparkassen versucht, die deutsche Sprache zurückzudrängen und zu beeinträchtigen. Die armen deutschen Landleute mußten immer mehr das Gefühl bekommen, wenn sie in die Stadt kamen, daß, wenn sie deutsch sprachen, sie schon deswegen schief angesehen wurden. Die Städter, die von Jugend auf geläufig polnisch sprachen, besonders die Geschäfts-

leute mußten sich sagen, daß es praktischer sei und man weiter komme, wenn man lieber nicht deutsch spräche.

Besonders verhängnisvoll war es, daß in den deutsch-katholischen Gemeinden fast überall polnisch gesinnte oder polnische Geistliche waren, die alles anwandten, um die deutsche Kirchensprache durch die polnische allmählich zu verdrängen. Diesem Einfluß von geistlicher Seite her ist es zweifellos auch zu verdanken, daß die deutsch-katholischen Privatschulen immer mehr eingingen und dafür öffentliche Schulen in den deutsch-katholischen Siedlungen begründet wurden, in welchen polnische Unterrichtssprache herrschte.

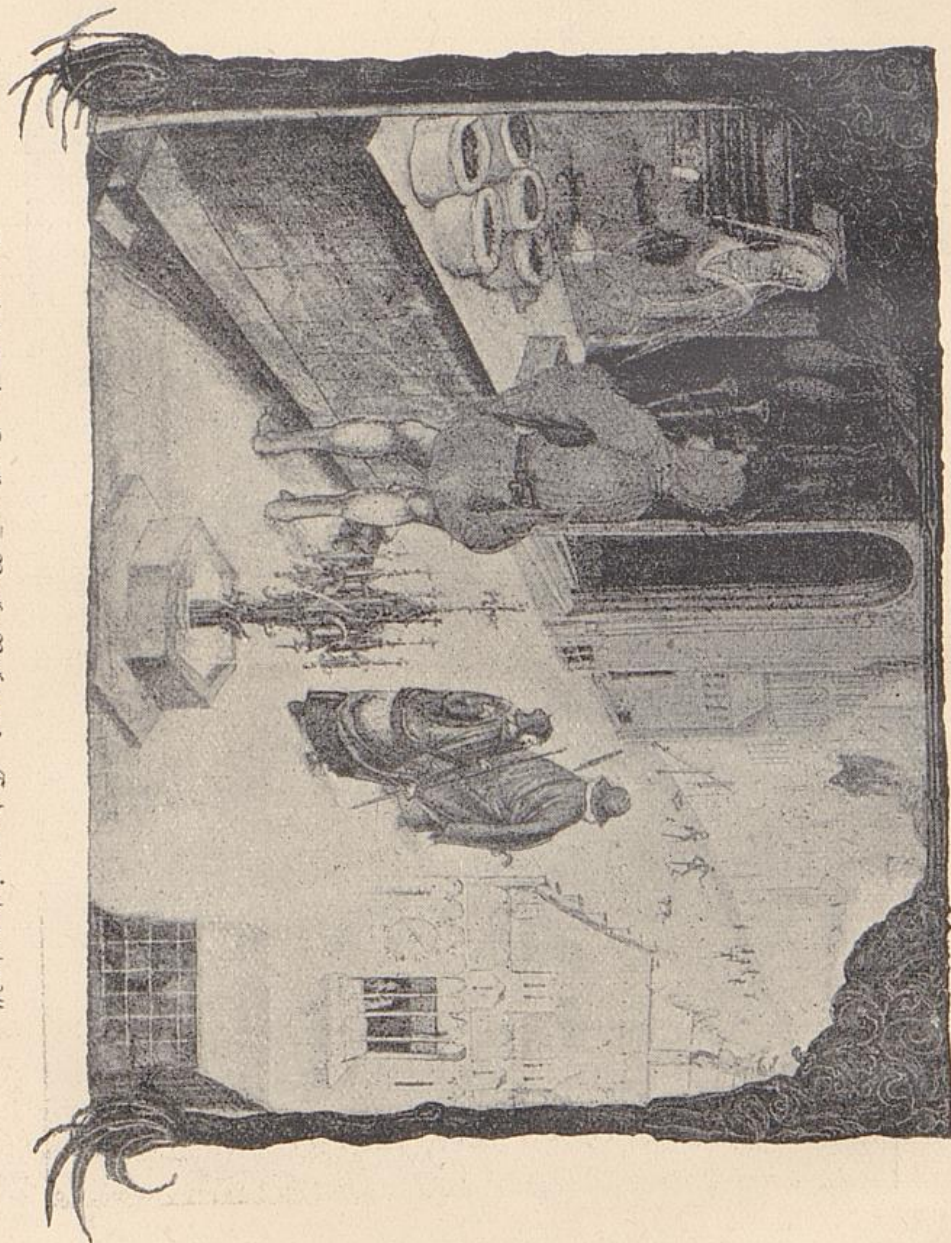
Überhaupt trat die völkische Not der deutschen Galizier auf dem Gebiet der Schulen zu Tage. Da wir hierüber in einem besonderen Kapitel uns verbreiten, sei hier nur allgemein darauf hingewiesen, daß gerade an diesem Punkt auch zuerst den Deutschen Galiziens die ungeheure Gefahr, in der ihr Volkstum schwebte, klar wurde. Die deutsche Volksschule war, wenigstens in den protestantischen Gemeinden, das Heiligtum, daß sich die wackeren Kolonisten um keinen Preis nehmen lassen wollten. Hier in den evangelischen Gemeinden, wo deutsche Seelsorger mit deutschen Lehrern zusammenwirkten und vor allem immer wieder ihre Anstrengung auf die Erhaltung des deutschen Privatschullebens konzentrierten, sind auch die ersten Anzeichen der Bewegung zu spüren, die wir als die deutsch-völkische Bewegung Galiziens oder als die deutsche Schutzarbeit bezeichnen können.

Es mußte freilich noch ein besonderer Anlaß hinzukommen. Das war die Auswanderungsbewegung. Seit dem Jahre 1880 nahm die Auswanderung, insbesondere nach Kanada, in sehr bedrohlichem Maße zu. Sie war nicht etwa eine auf die deutschen Kolonien beschränkte Erscheinung, auch die Ruthenen und Polen wanderten massenweise aus. Galizien ist heute ein dichtbevölkertes Land. Industriell lag es bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts fast im Schlaf; die Bevölkerung vermehrte sich rasch — so war es ganz natürlich, daß der Überschuß sich über dem Wasser Verdienst und Heimat suchte.



Der alte Rathauſturm am Krakauer Ringplatz.

Strahladen in Straßau. Nach Behems "Cobex pictoratus"





Tafel 16

Kramladen in Krakau. Nach Behems „Codex pictoratus“

Diese Bewegung hätte nun allerdings nicht in solchem Ausmaß auch das deutsche Volkselement in Mitleidenschaft gezogen, wie es tatsächlich geschah, wenn die Deutschen sich in Galizien so wohl gefühlt hätten, wie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, wo es ihnen leicht war, für ihre heranwachsenden Söhne neue Bauernwirtschaften zu erwerben, wo es deutsche Regierungsschulen in den Städten gab und man im Amt und bei Gericht überall ohne Schwierigkeit deutsch sprechen konnte. Je mehr der Druck von polnischer Seite zunahm, ohne daß ein entsprechender Gegendruck der deutschen Kreise dagegen erfolgte, um so mehr mußte bei denen, die ihr deutsches Volkstum lieb hatten, ein Gefühl der Beengung und vielfach Erbitterung entstehen. Das beförderte die Auswanderung.

Neue Nahrung empfing dieselbe, seitdem die deutsche Regierung in ihren Ostprovinzen in größerem Stile zu kolonisieren begann. Es fehlte auch nicht an Stimmen im Lande selbst und an Freunden, welche die Auswanderung nach Posen und Westpreußen befürworteten. Man konnte wohl in jener Zeit da und dort auch in der Presse Hinweisen darauf begegnen, daß das galizische Deutschtum ja doch verloren sei und daß es daher viel besser sei, wenn die Kolonisten rechtzeitig in solche Siedlungsgebiete verpflanzt würden, wo ihre nationale Zukunft nach Menschengedenken gesichert sei. Es war auch nicht zu verwundern, daß solche Stimmen grade in den Kreisen der armen deutschen Privatlehrer, über deren traurige Gehaltsverhältnisse und schwierige Lage an anderer Stelle die Rede ist, Widerhall fanden.

Die Sache wurde bedrohlich für den Stand der deutschen Kolonien und damit des galizischen Deutschtums überhaupt, als im Jahre 1903 der damalige Direktor der durch Zusammenwirkung mehrerer nationaler Verbände entstandenen Zentralstelle zur Beschaffung deutscher Feldarbeiter in Berlin im großen Stile sich mit der Agitation für Auswanderung der galizischen Deutschen zu befassen begann. Dieser Herr, dem österreichische Verhältnisse nicht fremd waren, machte im Sommer 1903

zwei Reisen nach Galizien, die zwar auch andre Zwecke hatten, daneben aber auch dazu dienen sollten, die deutschen Kolonisten für die massenweise Auswanderung nach Posen und Ostpreußen zu gewinnen. Er vermied es hierbei, sich an die Persönlichkeiten zu wenden, die bis dahin eine führende Stellung oder aufbauende Tätigkeit innerhalb des galizischen Deutschtums ausgeübt hatten. Hingegen fand er sehr bald einzelne Persönlichkeiten im Pfarrer- und Lehrerstande, die unter dem Druck der Verhältnisse besonders litten und gerne bereit waren, auf seine Kosten Besichtigungsreisen nach Posen zu machen. Um das schwierige Problem des Verkaufs der deutschen Bauernwirtschaften zu lösen, trat er in Verbindung mit ukrainischen (jungruthenischen) Politikern, denen er sogar Geldunterstützung aus deutschen Mitteln zusagte, um ihnen die Erwerbung der deutschen Kolonien in Ostgalizien für ihre ruthenisch-nationalen Zwecke zu erleichtern.

Diese ganze Tätigkeit vollzog sich sehr rasch. Möglichst fand man überall in den ruthenischen Zeitungen große Ankündigungen: „Deutsche Bauernwirtschaften zu kaufen!“ mit weiteren Hinweisen auf die günstigen Bedingungen und die Mittel und Wege, dieselben zu erlangen. Von polnischer Seite wurde man auf diese Bestrebungen bald aufmerksam und die polnischen nationalen Vereine und Parzellierungsgesellschaften begannen nun ihrerseits auch an die deutschen Kolonisten mit möglichst vorteilhaften Kaufangeboten heranzutreten, so daß sich stellenweise ein wahrer Wettkampf vollzog.

Während ein großer Teil der Deutschen Galiziens halb erstaunt und erstarrt, halb gleichgültig, achselzuckend diesen ganzen Vorgang beobachtete, empfand man ihn in andern Kreisen außerordentlich peinlich und schmerzlich. Schmerzlich mußte es besonders die führenden Männer der evangelischen Kirche in Galizien berühren, die seit Jahrzehnten mit großer Treue ebenso wie für die Erhaltung ihres Kirchentums auch für die des deutschen Charakters ihrer Gemeinden gearbeitet hatten, daß hier völlig über ihren Kopf weg über das Schicksal ihrer

Gemeinden entschieden werden sollte. Sie durften auch mit Recht schon damals darauf hinweisen, daß es doch keineswegs ausgemacht sei, ob das galizische Deutschtum ein verlorener Posten sei. Die überaus inhaltreichen und wertvollen Superintendentialberichte der galizischen evangelischen Superintendentur bewiesen es, mit welcher Treue grade von dieser Stelle für die Erhaltung und Pflege des deutschen Privatschulwesens seit Jahren gearbeitet worden war. Die schwierige Frage der Erhaltung der evangelischen Privatvolkschulen und insbesondere der Lehrerbefoldung war damals bereits — von der Auswanderung unabhängig — durch die kurz vorher erfolgte Gründung des deutsch-evangelischen Schulhilfskomitees für die Gemeinden Galiziens und der Bukowina in ein neues Stadium überführt worden. Mit Recht durften sich besonders auch die Männer des Gustav-Adolfvereins, der schon damals weit über eine Million Mark für die Erhaltung und Pflege der evangelischen Kirchen und Schulgemeinden Galiziens verausgabte hatte, fragen, ob es recht sei, diese mit so viel Mühe und Liebe gepflegten Vorposten evangelischen Glaubens und deutscher Kultur im Karpathenlande fallen zu lassen.

Im August des Jahres 1903 fanden zunächst vertrauliche Auseinandersetzungen im Kreise der evangelischen Pfarrer und Lehrer statt, die dann zur Folge hatten, daß im September der verdienstvolle Superintendent der Galizisch-Bukowinaer Diözese, Dr. Hermann Fritsche in Biala, ein durch und durch deutscher Mann, eine Versammlung deutscher Vertrauensmänner aus allen evangelischen Gemeinden des Landes nach Lemberg einberief. Diese Versammlung fand am 6. Oktober im Orgelsaal der evangelischen Schule statt und war außerordentlich stark besucht. Man fühlte es den Anwesenden an, wie sehr sie durchdrungen waren von dem Gefühl, daß es sich jetzt um Sein oder Nichtsein des galizischen Deutschtums handelt. Es kamen Männer zu Wort, welche die Auswanderung befürworteten; aber die ganz überwiegende Mehrheit trat aufs Entschiedenste dafür ein,

auf der von den Vätern ererbten Scholle auszuharren und den Lockungen der Auswanderungsagenten entgegenzutreten.

Dabei kamen aber auch freilich manche Beschwerden über die gedrückte Lage des Deutschtums im Lande, über polnische Übergriffe, über Mangel an Unterstützung seitens der nationalen Kreise im westlichen Österreich und in Reichsdeutschland zum Ausdruck. Den Schluß bildete eine Erklärung, die fast einstimmig angenommen wurde, in welcher die Anwesenden ihren festen Willen kundgaben, zu bleiben und die Bestrebungen, die auf Auswanderung abzielten, zu bekämpfen. Zugleich wurde es aber auch als dringend notwendig und gewissermaßen als Bedingung des weiteren Verbleibens erklärt, daß in wirtschaftlicher, kultureller und nationaler Hinsicht eine Besserung für das galizische Deutschtum angestrebt werden müsse. Zu diesem Zweck wurde ein Komitee zur Wahrung der Interessen der deutsch-evangelischen Gemeinden Galiziens und der Bukowina gewählt, an dessen Spitze der Superintendent stand und dessen Geschäftsführer Pfarrer Zöckler in Stanislaw war.

Im Schoße dieses Komitees wurden nun die ersten Schritte zu einer zielbewußten Hebung des galizischen Deutschtums beraten und eingeleitet. Nur kurze Zeit stand die Abwehrtätigkeit gegen die Bestrebungen, die auf die Auswanderung hienzielten, im Vordergrund. Sehr bald überwog die aufbauende, praktische Tätigkeit. Hier konnte ja an schon früher Vorhandenes oder im Werden Befindliches angeknüpft werden.

Von dem Schulhilfskomitee war schon die Rede. Diese Arbeit dehnte sich rasch aus und zeitigte schnelle Erfolge, insofern tatsächlich die unsichere Lage der Lehrerschaft durch Regelung des Unterstützungswesens und der Gehaltszulagen gebessert wurde und dadurch mancher wackere Mann dem galizischen Schulwesen erhalten blieb, der sonst vielleicht den Wanderstab ergriffen hätte.

Vor allem schien es nötig, für die so zerstreuten, vielfach weit von einander entfernten Volksgenossen ein gemeinsames Preßorgan zu schaffen. Auch dies war nicht

ohne Vorgang. Schon im Jahre 1896 hatte ein evangelischer Lehrer, Georg Penkala, einige Zeit einen evangelischen Volksboten für Galizien herausgegeben. Er fand aber damals nicht genügend Verständnis und Unterstützung, war wohl auch nicht die Persönlichkeit, um das Unternehmen durchführen zu können.

Den Gedanken einer Zeitschrift für die evangelischen Gemeinden hatte dann der Schreiber dieser Zeilen aufgegriffen. Die Entwicklung der Verhältnisse im Jahre 1903 war ganz dazu angetan, die Durchführung seines längst gehegten Vorhabens durchzuführen. Superintendent Fritsche in Biala übernahm zunächst die Herausgabe, die dann aber später in die Hände des Verfassers überging. Das „evangelische Gemeindeblatt für Galizien und Bukowina“ war von Anfang an nicht bloß kirchliches Blatt, sondern suchte die gesamten Interessen des evangelischen Deutschtums in Galizien zu umfassen. Bei der Bedeutung, die das kirchliche Leben in den ländlichen Kolonien Galiziens einnimmt, war es ganz natürlich, daß ein kirchliches Blatt, umsomehr, als es das einzige deutsche Blatt war, das die Deutschen hatten, auch die nationalen und wirtschaftlichen Fragen mit einschloß.

Das Blatt eroberte sich schnell die Herzen der evangelischen Bevölkerung. Es ist ohne Zweifel in hervorragendem Maße gerade dem Gemeindeblatt zu verdanken, daß bald nach dem Jahre 1903 die Auswanderung abflaute und neuer Mut, Hoffnung und freudiges Schaffen in den deutschen Siedlungen einkehrte.

Dazu trug gewiß auch der frische Geist bei, welcher durch das evangelisch-religiöse Leben schon seit dem Ausgang des Jahrhunderts ging. Der galizische Zweigverein des Gustav-Adolfvereins wurde von dem Superintendenten Fritsche in mustergültiger Weise geleitet. Seine meist trefflich besuchten Jahresversammlungen, die jedes Jahr in einer anderen Gemeinde abgehalten wurden, bald in den großen Städten Lemberg, Biala, Neu-Sandez, Stryj, Stanislaw und Kolomea, bald auch in Dörfern, bildeten den Höhepunkt ebenso wohl des kirchlichen, wie auch des nationalen Lebens in den deutsch-protestantischen

Gemeinden. Hier fühlten sich die Glaubensgenossen und Volksgenossen einmal ganz unter sich, hier erklangen die altkräftigen Kernlieder, in der Kirche geistliche und nachher bei froher Nachversammlung auch manch deutsches Volkslied. Hier wurden kernige Reden und Trinksprüche gehalten, in welchen neben der evangelischen Glaubensstreu auch die deutsche Treue gefeiert wurde, hier konnten auch in Vor- und Nachversammlungen die wirtschaftlichen und kulturellen Probleme des galizischen Deutschtums erörtert werden.

Ein weiteres Organ, in welchem sich die deutsche Bewegung in Galizien vorbereitete, war der evangelische Lehrerverein für Galizien und die Bukowina, der von Anfang an, wie dies bei den meist in dem Bielitzer Seminar in österr. Schlesien gebildeten Zöglingen nicht anders zu erwarten war, entschieden deutsch-nationalen Charakter hatte.

In dem Kreise des Komitees zur Wahrung der Interessen usw. wurde vor allem auch die Frage der Gründung der Raiffeisenkassen in den evangelischen Gemeinden Galiziens behandelt. In der Kolonie Baginsberg bei Kolomea kam es zur Gründung der ersten deutschen Raiffeisenkasse, die auch von Anfang an ihren deutschen Charakter wahrte. In Landstreu wurde auch eine Raiffeisenkasse gegründet, die aber, um die finanziellen Mittel für ihre Interessen zu bekommen, sich genötigt sah, sich unter das Patronat des galizischen Landesauschusses zu stellen, und dadurch gezwungen war, polnische Sprache in ihre Amtierung einzuführen. Das war auch bei den in einigen deutsch-katholischen Kolonien entstandenen Raiffeisenkassen der Fall. Auf die Bitte, doch deutschen Kassen in deutschen Gemeinden, deutsche Geschäftsführung und deutsche Sprache zu bewilligen, antwortete der Landesauschuß ablehnend. Auch hier trieben die Dinge zur Entscheidung. Entweder es gelang, unabhängig von der polnischen Landesverwaltung Mittel und Wege zur wirtschaftlichen Reorganisation aufzubringen, oder man mußte sich der Polonisierung fügen. Daran war aber, nachdem der Geist der Volks-

treue seit dem Jahre 1903 mit verdoppelter Kraft durch die deutschen Gemeinden hindurchging, gar nicht zu denken.

Die vorhin geschilderten Ansätze zu einer völkischen Neubildung beschränkten sich freilich nur auf die evangelischen Gemeinden und waren eben auch hier zunächst Ansätze. Aber Gott hatte schon in seiner weisen Voraussicht den Mann erweckt, der den glimmenden Funken zum lodernden Feuer entfachen sollte. Das war der wackere Tierarzt Josef Schmidt, ein geborener Deutschböhme aus dem Egerlande, den sein Beruf nach Galizien geführt hatte und der seit Jahren mit immer steigendem Schmerz auf seinen vielen dienstlichen Reisen besonders in den katholischen Kolonien — er ist selbst Katholik — den Verfall des deutschen Volkstums beobachtet hatte.

Schmidt, ein Mann mit einem glühenden Herzen, dazu von seiner Heimat her wohl vertraut mit allen Mitteln und Wegen der in Böhmen ja zur besonders hohen Blüte entwickelten völkischen Schularbeit, faßte den Plan zu einer großen Organisation zur Rettung und zum Neuaufbau des galizischen Deutschtums. Er hätte es nicht gekonnt, wenn ihm nicht wieder und wieder in den deutschen Kolonien so viel echt deutsches Wesen, so viel edle noch schlummernde Kraft entgegengetreten wäre. Er merkte auch bald, daß in den protestantischen Kolonien bereits ein gut Stück Arbeit geleistet war. Es war ganz natürlich, daß er sich mit dem Verfasser in Verbindung setzte, durch den er wieder mit einem Dritten bekannt wurde, dem auch die Not und das Heil seines Volkes dringend am Herzen lag, dem Polizeikommissär Paul Neubeck, der wie Schmidt in Przemyśl wohnte.

Zwischen den drei genannten Männern wurde verabredet, daß im unmittelbaren Anschluß an das Gustav-Adolf-Bereinsfest, welches im Jahre 1907 in Gellendorf bei Stryj abgehalten wurde, eine Vertrauensmännerversammlung in dem kleinen Dorf Grabowce stattfinden sollte, in welchem katholische und evangelische Deutsche gemeinsam über die zu gründende Organisation beraten wollten.

Am 7. Juli 1907 fand diese denkwürdige Versamm-

lung in dem kleinen deutschen Schulhaus in Grabowce tatsächlich statt. Auch ein katholischer Geistlicher deutscher Herkunft nahm daran teil, freilich nur um sich bitter über die in seine Gemeinde gesandten Flugblätter zu beschweren. Im Übrigen störte kein Mißklang die Einmütigkeit der Versammlung. Aus den Augen der wackren katholischen Bauern aus den egerländer und schwäbischen Kolonien leuchtete das Feuer derselben Begeisterung wie aus den Augen der evangelischen. Auch eine Anzahl der Vertreter des städtischen Deutschtums aus Lemberg, Stanislaw, Stryj und Przemyśl nahm daran teil. Da alles gut vorbereitet war, wurde einstimmig beschlossen, einen Bund der christlichen Deutschen in Galizien mit dem Sitz in der Landeshauptstadt zu gründen. Auch die Satzungen wurden sofort beraten und ein Gründungsausschuß gewählt.

Willkommene Hilfe kam den Deutschen Galiziens aus ihrem Nachbarland, der deutschen Bukowina, in der bereits einige Jahre vorher eine aufblühende deutsche Organisation geschaffen war. In den Bukowinaer Nachrichten ließ Regierungsrat Josef Widmann eine Anzahl flammender Leitartikel erscheinen, in denen er das galizische Deutschtum aufrief, sich endlich zu ermannen, die Fesseln abzuschütteln und die Arbeit zum dauernden Schutz seiner heiligsten Güter aufzunehmen.

Durch diese und andere Kundgebungen in der Presse wurde freilich auch die Aufmerksamkeit der polnischen Öffentlichkeit auf die junge Bewegung gelenkt, und es begann sofort ein wahres Kesseltreiben in der polnischen Presse gegen die „katholische“ Bewegung, die, wie es ihnen schien, von auswärts nach Galizien verpflanzt wurde. Man konnte sich nicht anders erklären, als daß hier preußisches Geld und Einflüsse des verhassten Ostmarkenvereins oder sogar des deutschen Konsulats in Lemberg im Spiele seien. Die seiner Zeit vielbesprochenen Enthüllungen des polnischen Redakteurs Krysiak aus den Archiven des Ostmarkenvereins haben, ohne es zu wollen, in glänzender Weise den Beweis geliefert, daß die Gründung des Bundes der christlichen Deutschen

in keinerlei Zusammenhang mit dem Ostmarkenverein stand, so gewiß andererseits beide Vereine später sich wohlwollend für einander interessiert haben mögen. Es bleibt ein Ruhmesblatt in der Geschichte des galizischen Deutschtums, daß es aus sich selbst heraus, ohne jede fremde Unterstützung die Kraft zu seiner Erneuerung gewonnen hat.

Anfang August 1908 fand eine weitere Besprechung von Vertrauensmännern in Przemyśl statt. Hier wurde ein Ausschuß zur Gründung eines nationalen Blattes, welches die Interessen des gesamten galizischen Deutschtums vertreten sollte, in Gestalt der drei Herren Josef Schmidt, Paul Neubeck und Josef Pernhofer, Edler von Bärenkron gewählt.

Am 18. August erschien „Das deutsche Volksblatt für Galizien“ zum erstenmal. Welches Geistes Kind es war, bewies es sofort in dem ersten Leitartikel: „Heil dem Kaiser“. Unentwegte Treue gegen das österreichische Vaterland, innige Fühlung mit dem gesamten Deutschtum innerhalb der österreichischen Monarchie und des Reiches, freudige Arbeit für die heiligsten Güter des deutschen Volkes ohne irgendwelche Feindlichkeiten gegen die andern Nationalitäten, das war das Programm des Blattes und der Bewegung, deren Sprachrohr es war. Dann folgte die feierliche Gründung des Bundes der christlichen Deutschen in Galizien, nachdem die Satzungen des Bundes inzwischen von der Lemberger Statthalterei genehmigt worden waren. Die Versammlung hatte es nicht leicht gehabt, ein Lokal zu finden, wo sie tagen konnte. Schließlich fand sie in der Turnhalle des ruthenischen Turnvereins eine Zuflucht. Die polnische Presse hatte das Ihre getan, um die Gemüter ihrer Leser zu erhitzen, was dann auch den traurigen Erfolg hatte, daß eine Anzahl unreifer Burschen die Versammlung durch Steinwürfe, mit denen sie die Fenster zertrümmerten, glücklicherweise aber keine Menschen verletzten, zu stören suchten. Sie konnten den wahrhaft erhebenden Verlauf dieser Tagung damit nicht beeinträchtigen.

Es waren gegen 400 deutsche Männer aus allen Teilen Galiziens, Vertreter der Intelligenz und des

Handwerkerstandes, Pfarrer und Lehrer und vor allem zahlreiche deutsche Bauern erschienen. Mit markigen Worten eröffnete der zum Vorstand gewählte Pfarrer Gorgon aus Dornfeld die Versammlung: „Wir schreiben“, sagte er, „nicht den Kampf gegen die andern Nationalitäten des Landes auf unsre Fahnen. Wir begrüßen es mit herzlicher Freude, wenn wir sehen, wie die andern Nationen dieses Landes alles tun, um in der nationalen und wirtschaftlichen Hebung ihres Volkes mit vereinten Kräften zu arbeiten. Wir begrüßen es mit Freuden, wenn wir schon im kleinsten ruthenischen oder polnischen Dorf eine nationale Lesehalle oder einen ähnlichen Verein finden, der für die nationale und wirtschaftliche Hebung seines Volkes zu arbeiten berufen ist. Aber wir wollen auch dasselbe uns gebührende Recht haben, wir wollen es nicht mehr selbst mit Füßen treten, sondern treu und fest uns zusammenschließen, um deutscher Kultur, deutscher Art und deutscher Sitte auch in unserm Lande Ehre zu machen. Wir wollen deutsch sein und deutsch bleiben und mit deutscher Treue wollen wir auch fest halten an der Liebe zu unserm ruhmreichen Herrscherhause“. Auf diesen Ton waren auch die nachfolgenden Ansprachen gestimmt. Gäste aus der Bukowina ergriffen das Wort, Grüße fast aller deutscher Schutzvereine aus Österreich wurden verlesen und in deutschen Liedern klang die Begeisterung aus.

Die Geschichte des neu gegründeten Bundes, der in kurzer Zeit eine glänzende Entwicklung nahm, im Einzelnen darzustellen, ist hier nicht der Ort. Die Mitgliederzahl stieg bis zum Jahre 1914 auf beinahe 4000. Die Einnahmen betragen im Jahre 1913 bereits 33.582 K 65 h, Zahlen, die für jeden, der weiß, mit welcher ungeheuren Schwierigkeiten die junge Organisation zu kämpfen hatte, eine beredte Sprache führen. Die Zahl der Ortsgruppen betrug im Jahre 1914 bereits 108. Unermüdlich waren die Wanderlehrer und Vertrauensmänner des Landes tätig, um auch in den kleinsten deutschen Siedlungen das völkische Bewußtsein zu erwecken, die Liebe zur deutschen Sprache und Sitte anzufachen

und das Zusammengehörigkeitsgefühl zu stärken. Tatsächlich ist in dieser Beziehung im Verlauf von kaum sieben Jahren Großes erreicht worden. Als ein besonders beredtes Zeugnis für die erfolgreiche Arbeit des Bundes darf die Entwicklung des städtischen Deutschtums gelten. Wenn man in Lemberg und Krakau, in Stryj, Stanislaw, Przemysl in früherer Zeit den Eindruck hatte, daß die Deutschen sich nur heimlich und verstohlen als solche bekannnten und jedenfalls in keiner Weise an die Öffentlichkeit traten, so ist das jetzt ganz anders geworden. In Lemberg gibt es eine ganze Reihe völkischer Vereine, einen Geselligkeitsverein, einen Turnverein, eine deutsche Jungmannschaft, einen Bund deutscher junger Mädchen, eine trefflich eingerichtete deutsche Lesehalle und manches andre.

Als ein großes Verdienst des Bundes muß es bezeichnet werden, daß es ihm gelang, den deutschen Schulverein in Wien, der bis dahin seine helfende und unterstützende Tätigkeit lediglich auf die Sprachinsel Biala im äußersten Westen beschränkt hatte, für die völkische Not der galizischen Gemeinden zu interessieren. Die Reisen der Wanderlehrer des Schulvereins Pochlatko und Sonnenberg waren geradezu epochemachend. Fast überall, in den kleinsten Dörfern wurden diese Abgesandten des größten deutschen Schulvereins in Österreich mit Jubel begrüßt. Und die Eindrücke, die sie selbst mitnahmen von dem neu erwachten jungen Deutschtum, das sie bis vor kurzem noch für verloren gehalten hatten, waren mächtig und stark. Eine großzügige und kraftvolle Unterstützungstätigkeit seitens des Schulvereins war die Folge. Aus den Mitteln der bekannten Rosseggerstiftung wurde in Mariahilf bei Kolomea eine deutsche Volksschule (Rosseggerschule) gegründet und hinfort auch ganz erhalten. In einer Reihe weiterer deutscher Kolonien wurden nach und nach mit Hilfe des Schulvereins deutsch-katholische Privatschulen gegründet. Auch in Stryj wurde erst durch die namhaften Beiträge des Schulvereins die Gründung einer deutsch-evangelischen Schule möglich, ebenso in Siegenthal und

Steinfels. Die Aufwendungen des deutschen Schulvereins für das deutsche Privatvolkschulwesen betragen gegenwärtig rund 30.000 Kronen jährlich.

Ein besonderes Ruhmesblatt in der Geschichte der deutschen Schulvereinsarbeit ist die durch die Arbeit des Bundes neu aufgenommene Gründung deutscher Raiffeisenkassen und der Zusammenschluß derselben in dem Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften. Der Mann, der auf diesem Gebiet sich ein unsterbliches Verdienst erworben hat, ist der Pfarrer Georg Faust in Dornfeld. Er war es, der mit eiserner Energie und nimmermüder Tatkraft all die vielen Schwierigkeiten, die bis dahin die Gründung der Raiffeisenkassen gehabt hatte, überwand.

Die Notwendigkeit solcher Kassen grade für die galizisch-deutschen Landgemeinden war ja längst anerkannt worden. Die deutschen Bauern mußten, wenn sie Geld brauchten, vielfach hohe Wucherzinsen zahlen. Wollten sie eine Darlehenskasse gründen, so war dies bis dahin in der Regel nur möglich gewesen durch Unterstellung unter das Patronat des polnischen Landesausschusses, wodurch der Polonisierung Tore und Türen geöffnet waren. Vielfach herrschte auch bei den deutschen Kolonisten die Meinung, die Kassen würden sie nur belasten und keinen wirklichen Gewinn bringen. Auch einsichtige Männer zweifelten, woher die Geldmittel kommen sollten, um in den meist armen Gemeinden auch nur einigermaßen dem vorhandenen Kreditbedürfnis entgegen zu kommen.

Mit genialem Blick erkannte Pfarrer Faust, daß es hier nur einmal eines kräftigen Anfangs bedurfte, um bald die Bedenken niederzuwerfen. In seiner eignen Gemeinde Dornfeld gründete er eine Raiffeisenkasse, die sehr bald, da die dortigen Grundwirte wohlhabend waren, über eine hohe Summe von Einlagen verfügte. Auch in andern Kolonien zeigte es sich, daß mehr Geld vorhanden war, als man gedacht hatte. Die konnten nun den ärmeren Kolonien, für die die Kassen wesentlich zur billigen Kreditbeschaffung dienten, vom Überfluß abgeben.

Nachdem einmal die Maschine in Gang gebracht war, arbeitete sie bald mit überraschender Sicherheit. Ende des Jahres 1909 gab es bereits zehn deutsche Raiffeisenkassen mit 592 Mitgliedern. Die Kassen wirkten alle unter dem Gesichtspunkt: „Deutsches Geld soll nur für Deutsche arbeiten.“ Ihr ausgesprochenes Ziel war überall die deutsche Landwirtschaft und den deutschen Handel zu kräftigen. Ende 1910 gab es bereits 19 Kassen mit 1116 Mitgliedern, Ende 1913 41 Kassen mit 2835 Mitgliedern. Die Zahl der Spareinlagen betrug im letztgenannten Jahre 2,230 000 Kronen, die Summe der ausgegebenen Darlehen: 2,320 000 Kr. Auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens machten sich die segensreichen Folgen dieser neuen Organisation geltend. Bedrängte deutsche Bauern, die bisher 12—16% Zinsen hatten zahlen müssen, konnten jetzt beim deutschen Raiffeisenkassenverband schon für 6½%, einen für galizische Verhältnisse unerhört niedrigen Zinsfuß, Geld bekommen. Zahlreiche deutsche Bauerngehöfte, die sonst an Fremdstämmige verloren gegangen wären, konnten mit Hilfe der Raiffeisenkassen erhalten bleiben. Das war auch ein Hauptmittel, wodurch der Auswanderung Einhalt getan wurde. Eine besondere Kraftprobe bestand der neue Verband im Winter 1913 auf 14, während der furchtbaren Hungersnot, die damals infolge der Mißernte das Land Galizien heimsuchte. Unermüdlich war der Verband bestrebt, den notleidenden Gemeinden durch Lieferung billiger Lebens- und Futtermittel die schwere Zeit zu erleichtern. Um nur einige Zahlen zu nennen, konnte der Verband in dieser Zeit 40 Waggons Kartoffeln, 42 Waggons Kleie, 140 Waggons Kohlen zu billigen Preisen beschaffen, 2300 kg Reis konnten an Arme unentgeltlich ausgegeben, 7300 kg Reis und 20 000 kg Mais zu bedeutend ermäßigten Preisen geliefert werden.

Wie anders waren im Lauf weniger Jahre die Verhältnisse geworden! Während der deutsche Landmann in Galizien noch vor Kurzem sich überall verlassen, ratlos und hilflos vorgekommen war, fühlte er sich nun getragen und umgeben durch das Gefühl der Zusammengehörigkeit

zu einem großen Ganzen, fühlte er auf Schritt und Tritt den erleichternden Einfluß treuer Bruderliebe, konnte er es mit den Händen greifen, wie das Zusammenhalten der Deutschen in Galizien reiche Früchte auch nach der materiellen Seite hin trug. Gleichzeitig wurde durch das Volksblatt und nicht minder durch den trefflichen, alljährlich von Josef Schmidt herausgegebenen deutschen Bundeskalender, wie auch durch zahlreiche andere vom Bunde verbreitete gute deutsche Literatur das geistige Leben gefördert. Ein Verein „deutsche Mittelschulen für Galizien“ setzte es sich zur Aufgabe, das Deutschtum bei der an dem Gymnasium und Mittelschulen studierenden Jugend zu pflegen und die Gründung eines deutschen Realgymnasiums vorzubereiten. Die alljährlich abgehaltenen großen Bundesversammlungen bildeten begeisterte Kundgebungen des neu erwachten Geistes der Treue und Freudigkeit. Ein ganz besonders schönes Zeichen für die Gesundheit dieser Bewegung ist das herzliche Einvernehmen, welches von Anfang an zwischen den katholischen und evangelischen Deutschen in der nationalen Arbeit geherrscht hat. Die von manchen Seiten gemachten Versuche, dieses Einvernehmen zu trüben, sind stets erfolglos geblieben.

Neben den bisher genannten Organisationen besitzen die Deutschen Galiziens noch eine weitere, welche nicht vereinsmäßig begründet ist. Es ist dies der „Deutsche Volksrat für Galizien“, ein loser Zusammenschluß der führenden Persönlichkeiten, welcher besonders in schwierigen Fragen und bei auftauchenden neuen Problemen zusammentritt und insbesondere auch die Vermittlung zwischen den Deutschen Galiziens und den Behörden und parlamentarischen Vertretungen besorgt. Als solches Organ hat sich der deutsche Volksrat wiederholt erfolgreich betätigt. Seine Vertreter durften nicht nur die Angelegenheiten des deutschen Volkes den deutschen Abgeordneten des österreichischen Reichsrats vortragen, auch Fühlung mit polnischen und ruthenischen Abgeordneten nehmen, sondern sie wurden auch mehrfach vom Ministerpräsidenten, von den Ressortministern und vom

Statthalter von Galizien empfangen und angehört. Eine Reihe Besserungen in der Lage des deutschen Schulwesens, die Einschärfung der sprachlichen Rechte der deutschen Sprache, und größeres Entgegenkommen auf wirtschaftlichem Gebiet sind diesen Bemühungen zu verdanken.

Freilich würde der deutsche Volksrat für Galizien kaum etwas ausgerichtet haben, wenn sich nicht in den Kreisen der deutschen Abgeordneten des Reichsparlaments einige Männer gefunden hätten, welche mit warmem Verständnis und deutscher Treue unermüdlich die Belange der Deutschen Galiziens vertraten und ihren Vertretern die Wege ebneten. Der erste, der es unternahm, kräftig und schneidig in wiederholten, Aufsehen erregenden Reden im Reichsrat für die Deutschen Galiziens einzutreten und bei den Ministern auf deren gedrückte Stellung hinzuweisen, war der Abgeordnete Eduard von Stransky. Seine mutigen Worte riefen in Deutschgalizien wahre Begeisterung hervor, die einen stürmischen Ausdruck fanden, als Stransky etwas später eine Reise durch Galizien machte. Ein nicht minder eifriger Anwalt der galizischen Deutschen war seit dem ersten Entstehen der völkischen Bewegung Regierungsrat Anton Reschmann, ein Sohn des Buchenlandes und Vertreter der deutschen Bukowiner Landgemeinden im Reichsrat. Trotz der starken Arbeit, welche ihm aus dieser letztgenannten Eigenschaft erwuchs, hat Reschmann doch die Kraft und Zeit gefunden, um in nie ermüdender Treue bei jeder Gelegenheit sich der Deutschen Galiziens anzunehmen und in unzähligen einzelnen Angelegenheiten mit großer Geschicklichkeit ihnen zu Recht und Förderung zu helfen. Der dritte im Bunde ist der Obmann des deutschen Nationalverbandes im Reichsrat, zugleich Obmann des deutschen Schulvereins, Professor Dr. Gustav Groß. Auch zu ihm blicken die Deutschen Galiziens mit unbegrenzter Dankbarkeit empor und wissen, daß sie nie eine Fehlbilte tun, wenn sie ihn angehn, seinen weitreichenden Einfluß zu ihren Gunsten geltend zu machen.

Im Zusammenhang hiermit sei auch dankbar der Zeitungen gedacht, welche in der deutsch-österreichischen

Öffentlichkeit ständig und kraftvoll die deutsch-galizische Sache unterstützen. Es sind dies die „Ostdeutsche Rundschau“, die „Alldeutschen Blätter“ (jetzt „Deutsche Presse“), das „Deutsche Volksblatt“, die „Ostschlesische Zeitung“, die „Silesia“, die „Bukowiner Nachrichten“ u. a. — Auch die großen nationalen Tageszeitungen des deutschen Reichs nehmen in steigendem Maße Notiz von dem galizischen Deutschtum.

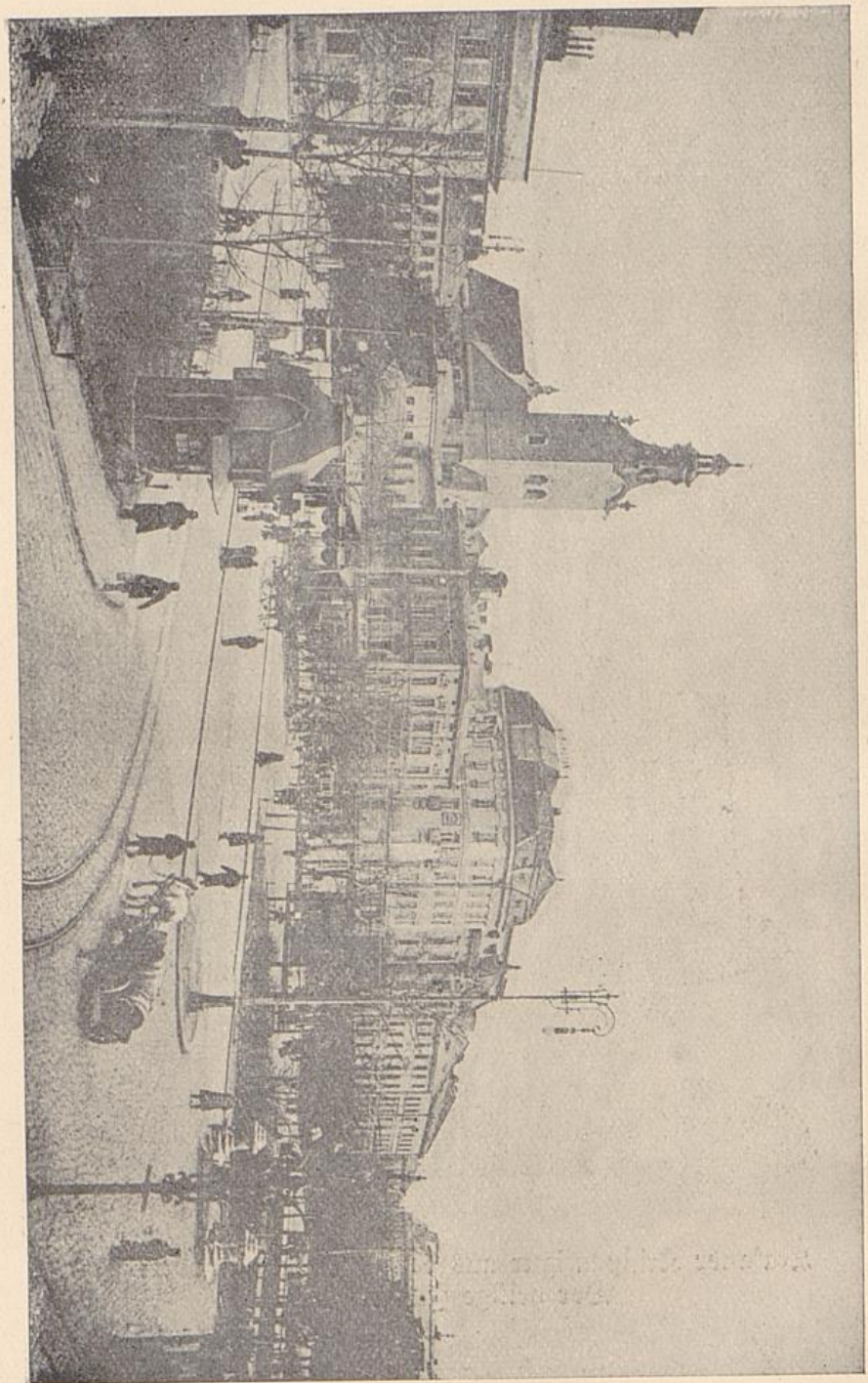
Das Deutschtum Galiziens steht nicht mehr allein! Es hat Freunde und Gönner, die ihm helfen; und ihre Zahl ist im Wachsen. Es ist nicht mehr wie ein einsamer abgerissener Zweig in fremder Erde. Sondern es fühlt sich als frischer grünender Zweig an dem großen Baume des Gesamtdeutschtums und an dem mächtigen Ast des österreichischen Deutschtums. In diesem engen Zusammenhang mit dem frisch pulsierenden Leben des großen deutschen Volkes sieht es die schöne Aufgabe vor sich, auch ferner und besser wie bisher, deutsche Kulturarbeit in Galizien zu treiben, österreichische Staatstreue in seiner Mitte zu pflegen und dem großen Volk, dem es angehört, Ehre zu machen.

6. Die deutsche Schule in Galizien.

Es ist oft gesagt worden, daß die großen deutschen Siege, welche die Einigung aller deutschen Stämme und die Gründung des heutigen Deutschen Reiches herbeiführten, im Grunde von den deutschen Schulmeistern erfochten worden seien. Damit ist jedenfalls die Bedeutung der Schulbildung für das deutsche Volk in bezeichnender Weise zum Ausdruck gebracht worden. Die Schule selbst ist zwar wiederum nur eine Schöpfung des Volkes, aber eben in der überaus hohen Wertung der Schulbildung prägt sich von jeher die Eigenart des deutschen Volksstammes aus. Dort, wo es dem deutschen Volke gelingt, sich sein eigenartiges Schulwesen zu schaffen, dasselbe zu erhalten und immer weiter auszugestalten, immer wieder zeitgemäß und nach Maßgabe seiner Entwicklung zu



Krakauer Krippenfigur aus dem 14. Jahrhundert:
Der heilige Josef.



Heiliger Geiß-Platz in Zemberg.



Heiliger Geist-Platz in Lemberg.

vervollkommen, dort darf man auch um die Zukunft des Deutschtums unbesorgt sein.

Wenn es sich darum handelt, die Zukunftsfähigkeit des deutschen Stammes in Galizien zu prüfen, so wird man sich vor allen Dingen die Frage stellen müssen, wie es denn mit dem deutschen Schulwesen in Galizien bestellt sei?

Aber gerade hier wird man erst lange Zeit die einschlägigen Verhältnisse studieren müssen, um ein richtiges Urteil gewinnen zu können. Wer die Zustände des gegenwärtig in Galizien vorhandenen deutschen Volksschulwesens etwa an den Verhältnissen des westlichen Österreichs oder Deutschlands messen will, der wird sicher keinen allzugünstigen Eindruck davon bekommen! Wer aber weiß, daß fast alles, was gegenwärtig an deutschen Schulen überhaupt in Galizien vorhanden ist, nicht etwa durch die Fürsorge der Regierung entstanden, sondern aus dem harten und heißen Ringen der Deutschen, Bauern wie Bürger, um die Erhaltung der geliebten deutschen Muttersprache und des angestammten deutschen Volkstums heraus geboren worden ist, wer es aus langjähriger Bekanntschaft und Erfahrung weiß, wieviel innige Liebe, wieviel Opfermut und Hingabe in die oft so kleinen und unansehnlichen deutschen Schulhäuser Galiziens hineingebaut worden sind, und wer vor allem in den eigentümlichen Geist dieser Schulen eindringt — der wird ganz anders urteilen lernen! Der wird spüren, daß hier eine lebendige Kraft vorhanden ist, die unter den schwierigsten Verhältnissen bereits bisher die Probe glänzend bestanden hat und somit zu schönen Hoffnungen für die Zukunft berechtigt.

Alles, was es heute an deutschen Schulen in Galizien gibt, an höheren wie niederen, führt sich in der Hauptsache auf die Zeit nach der Erwerbung des Landes durch Österreich zurück. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war namentlich in den Städten Galiziens das gesamte Schulwesen deutsch. Einen Wendepunkt in dieser Hinsicht bezeichnet das Jahr 1867. Dieses Jahr brachte das berühmte österreichische Staatsgrundgesetz vom

21. Dezember 1867, mit dem seither berühmt gewordenen Artikel 19, in welchem es u. a. heißt:

..... „Alle Volksstämme des Staates sind gleichberechtigt und jeder Volksstamm hat ein gleiches, unverletzliches Recht auf Wahrung seiner Nationalität und Sprache. Die Gleichberechtigung aller landesüblichen Sprachen in Schule, Ämtern und öffentlichem Leben wird vom Staate anerkannt. In den Ländern, in welchen mehrere Volksstämme wohnen, sollen die öffentlichen Unterrichtsanstalten derart eingerichtet sein, daß ohne Anwendung eines Zwanges zur Erlernung einer zweiten Landessprache jeder dieser Volksstämme die Mittel zur Ausbildung in seiner Sprache erhält.“.....

Wenn nach diesem wichtigen Artikel in polnischen und ruthenischen Gemeinden die polnische und ruthenische Unterrichtssprache eingeführt werden mußte, so ist es sonnenklar, daß mit demselben Rechte der Staat verpflichtet war, in deutschen Gemeinden auf Staatskosten deutsche Schulen zu errichten und zu erhalten. Merkwürdigerweise wurden aber die Deutschen Galiziens so behandelt, als ob auf sie die oberwähnten Bestimmungen des Staatsgrundgesetzes keine Anwendung fänden. Das am 22. Juni 1868 erlassene galizische Landeschulgesetz spricht nur von Schulen mit polnischer und ruthenischer Unterrichtssprache, als wenn es deutsche Gemeinden in Galizien nicht mehr gäbe. Und dennoch gab es damals und gibt es noch heute mindestens 200 Gemeinden, welche auf Grund des erwähnten Gesetzesartikels deutsche Schulen hätten auf Veranlassung der Landesregierung erhalten müssen. Statt dessen wurden aber vielmehr alle vorhandenen öffentlichen Schulen in den betreffenden deutschen Gemeinden zu polonisieren gesucht und wurde tatsächlich in einer ganzen Reihe von ihnen, teilweise durch die Hilflosigkeit der deutschen Bevölkerung, teilweise aber sogar unter Anwendung von direkten Gewaltmitteln anstelle der deutschen die polnische Sprache als Unterrichtssprache eingeführt. So kommt es, das z. B. in Beckersdorf im Bezirk Podhajce, einem Dorf, welches 510 deutsche und 12 ruthenische Einwohner zählt, eine polnische Schule

besteht, die von 105 deutschen und 5 ruthenischen, aber keinen polnischen Kindern besucht wird! Ähnlich liegen die Schulverhältnisse in Mariahilf, der großen, städtlichen deutschen Vorstadt von Kolomea: auch hier setzte der von polnischen Einflüssen beherrschte städtische Gemeinderat mitten in den durchaus deutschen Ort eine polnische Schule. Ganz dementsprechende Verhältnisse walten ob in Angelówka, Burgau, Dornbach, Falkenberg, Hoffnungsau, Josefsdorf, Münchenthal, Neudorf bei Sambor, Ottenhausen, Rehsfeld, Schönanger, Wilhelmsau usw. Es gibt heute überhaupt, abgesehen von der Stadt Biala, kaum noch zwanzig öffentliche Schulen mit deutscher Unterrichtssprache in Galizien. Und auch in denen, die noch bestehen, bemüht sich die Landesregierung nach Kräften, die noch bestehende deutsche Unterrichtssprache im Wege des Einflusses polnischer Lehrkräfte nach Möglichkeit zu verdrängen und die polnische Sprache an ihre Stelle zu setzen.

Was die höheren Schulen anbelangt, so waren dieselben auch bis 1867 alle deutsch. Dann aber wurden sie polonisiert, und nur in Lemberg und Brody verblieben als traurige Ueberreste je ein Gymnasium mit deutscher Unterrichtssprache übrig. Das Gymnasium in Brody diente in der Hauptsache den deutschsprachigen Juden. In dem Maße, als diese in der letzten Zeit zum Polentum überschwenkten, verlor das deutsche Gymnasium in Brody auch seine Bedeutung, und es ward der Regierung sehr leicht, auch hier die polnische Unterrichtssprache einzuführen. So besteht heute nur noch eine Mittelschule in Galizien mit deutscher Unterrichtssprache — das ist das sogenannte zweite k. k. Staatsgymnasium in Lemberg. Da aber die Lehrkräfte an diesem Gymnasium keineswegs Deutsche sind, sondern meist sehr entschieden nationalistisch gesinnte Polen, so wird diese Lehranstalt mit vollem Recht von den galizischen Deutschen nicht als eine wirklich deutsche Schule betrachtet. Es ist auch Tatsache, daß besonders in letzter Zeit Schüler aus deutschen Familien mit entschieden deutscher nationaler Gesinnung, welche sie nicht verbargen, an dieser „deutschen“ Lehranstalt direkt

drangsalirt worden sind, um sie dergestalt zum Verlassen der Schule zu zwingen. Wenn nun die Deutschen Galiziens trotz alledem noch ein blühendes und zukunftreiches deutsches Schulwesen besitzen, so ist dies vor allen Dingen dem Einfluß der evangelischen Kirche zu danken, welche auch in einer Zeit, wo die Übergabe der Privatschulen in die öffentliche Verwaltung in nationaler Hinsicht ohne jede Gefahr zu sein schien, dennoch stets mit zäher Energie darauf drang, daß die deutschen evangelischen Gemeinden ihre deutschen Privatschulen als solche erhielten. Nur ganz vereinzelt haben in Galizien evangelische Gemeinden seit dem Jahre 1867 die von ihnen erhaltenen Privatschulen dem Staat und damit der Gefahr der Polonisierung überliefert und nur eine deutsch-evangelische Schule, nämlich die in Deutsch-Lednica bei Krakau, ist auf diese Weise wirklich der Polonisierung anheimgefallen.

Im Übrigen hat gerade das zeitweilig so offenkundige Streben der Regierungskreise und des Landes Schulrates, die deutschen Schulen Galiziens allmählich aussterben zu lassen, die erfreuliche Rückwirkung gehabt, daß sich die protestantischen Deutschen Galiziens nur um so zäher um die Fahne der deutschen Privatschule scharten.

Es gibt heute in Galizien 92 Schulen evangelischer Konfession mit deutscher Unterrichtssprache. Im Jahre 1910 waren es 88 deutsch-evangelische Schulen mit 127 Klassen und 6084 Schülern, deren Gesamtlehrerzahl sich auf 135 belief, von welcher letzteren 108 im Besitz der vorgeschriebenen staatlichen Befähigung, und 27 sogenannte Aushilfslehrer waren. Noch im Jahre 1906 hatte die Gesamtzahl der Lehrer an den evangelischen Privatschulen Galiziens nur 113 betragen, von denen nur 68 im Besitz der vorgeschriebenen staatlichen Befähigung und 45 sogenannte Aushilfslehrer waren. Im Verlauf von nur vier Jahren hatte sich also die Zahl der evangelischen Privatschullehrer in Galizien um 17, die Zahl der mit gesetzlicher Befähigung Lehrenden um 40 vermehrt. Es prägt sich in diesen Zahlen der kräftige Anstoß aus, welchen die zwischen diesen Jahren eingesezte völkische Be-

wegung gerade auf dem Gebiete des Schulwesens gegeben hat.

Die evangelischen Privatschulen in Galizien sind zum größten Teil einklassige ländliche Volksschulen. Doch befinden sich auch in den größeren Städten hochorganisierte, mehrklassige Volks- und Bürgerschulen, so in Krakau (über 600 Schüler), in Stanislaw (mehr als 500 Schüler), in Biala, Neusandec, Stryj und Kolomea. In Jaroslaw und in Przemysl werden vom Reichskriegsministerium deutsche Militärschulen unterhalten, und das Kriegsministerium subventioniert auch die evangelischen Privatschulen in Lemberg, Krakau, Stanislaw und Neusandec. Es geschieht dies mit Rücksicht auf die zahlreichen deutschsprechenden Offiziers- und Unteroffiziersfamilien der Garnisonen der betreffenden Städte.

Die deutschen Privatschulen Galiziens haben sich ihren guten Ruf bis heute gewahrt und werden nicht allein von deutsch-evangelischen, auch nicht nur von katholischen deutschen Kindern besucht, sondern auch vielfach von Kindern aus Familien der polnischen und ruthenischen Intelligenz, um des Bildungswertes dieser Schulen willen. Natürlich zahlen letztere ein entsprechendes Schulgeld.

Die Geschichte der Erhaltung dieser Schulen ist die Geschichte eines heißen Ringens, eines harten Kampfes um die Existenz. In früheren Zeiten waren die Anforderungen, die namentlich an die Vorbildung der anzustellenden Lehrkräfte gestellt wurden, nicht so hoch und sie wurden nicht mit so genauer und peinlicher Strenge kontrolliert. Jetzt liegt die Schwierigkeit für die Beschaffung geeigneter Lehrkräfte für diese deutschen Privatschulen in Galizien in der Hauptsache darin, daß der anzustellende Lehrer nicht allein in der deutschen, sondern auch in der polnischen Sprache vollkommen bewandert sein und Lehrbefähigung für diese Sprache besitzen muß. Die hohen Anforderungen aber, die gerade in dieser Hinsicht von den polnischen Aufsichtsorganen gestellt werden, veranlaßten viele tüchtige deutsche Lehrer, sich aus Galizien zurückzuziehen. Freilich mußten in der Praxis

die staatlichen Anforderungen schon darum etwas zurückgeschraubt werden, weil mit Recht darauf hingewiesen werden konnte, daß auch an den öffentlichen Schulen vielfach nicht genügend qualifizierte Lehrer ihres Amtes walteten.

Eine weitere nicht zu unterschätzende Schwierigkeit für die ländlichen deutschen Privatschulen in Galizien besteht darin, daß der Lehrer in den meist weitab vom Pfarrsitz gelegenen Gemeinden den Pfarrer vertreten, Lesegottesdienste halten, Taufen und Begräbnisse vollziehen, nebenbei die Gemeindefasse verwalten und die Bücher führen muß. Nimmt man dazu, daß neuerdings von einem galizischen Dorffschullehrer erwartet wird, daß er Buchhalter und womöglich auch noch Kassierer der Raiffeisenkasse sei und daß er die Geschäftsführung verschiedener religiöser wie nationaler Vereinigungen übernehme, so bekommt man ein Bild von den Schwierigkeiten, mit denen es verbunden ist, geeignete Lehrkräfte für diese Schulen zu finden.

Der alte, für die galizische deutsche Dorfschule so charakteristische Typus des „Aushilfslehrers“ alten Stiles soll und muß aussterben. Es soll aber dabei nicht verkannt werden, daß es auch unter diesen Aushilfslehrern alten Schlages viele tüchtige und treffliche Männer gegeben hat, wahre Patriarchen, welche inmitten ihrer Gemeinden wie die Väter inmitten ihrer Kinder walteten. Wenn es vergönnt gewesen ist, solche Männer näher kennen gelernt zu haben, der weiß es, wieviel ihnen das Deutschtum Galiziens zu verdanken hat. Es waren wild gewachsene Pflanzen — ein Seminar hatten sie meist nicht gesehen, oder wenn sie dennoch eines gesehen hatten, so erstreckte sich der Besuch desselben höchstens auf eine, zwei Klassen — dann bildeten sie sich selbst weiter, zunächst vielleicht beim Vater und halfen ihm in der Schule (denn das alte „Aushilfslehrertum“ war oft erblich!), bis sie sich allmählich in der Praxis immer mehr vervollkommneten und am Ende selbst irgendwo Aushilfslehrer werden oder auch anstelle des verstorbenen Vaters treten und ihres Amtes walten konnten, in das sie auf

diese Weise langsam sozusagen hineingewachsen waren. Die Gemeinden legten vor allem Wert darauf, daß der Aushilfslehrer den sonntäglichen Gottesdienst mit recht lauter, kräftiger Stimme abhielt. Und es gab unter diesen Männern solche, die sich nicht etwa an das vorgeschriebene Predigtbuch hielten, sondern frei sprachen — und ihre derbe, kraftvolle und vollstümliche Beredsamkeit verfehlte nicht ihre Wirkung. Dornig und hart war der Lebensweg dieser Männer. Oft hatten sie kaum 300 R jährliche Barbezahlung, wozu allerdings allerlei Naturallieferungen und das sogenannte „Schulfeld“ kamen, welches letzteres alljährlich an den meistbietenden Bauern in Bearbeitung übergeben wurde und für den armen Aushilfslehrer gewöhnlich eine Quelle argen Verdrußes bildete. Kein Wunder, daß diese Männer gezwungen waren, überall anzuklopfen, wo sich nur mitleidige Herzen fanden, die sie in ihrer Not unterstützen mochten. Allerdings gab es unter ihnen auch berufsmäßige Bettler, welche eine schlimme Plage, besonders für die Gustav-Adolf-Vereine, bildeten. Aber, wie gesagt: das Aushilfslehrertum verschwindet immer mehr. Seit das „Schulhilfskomitee für die deutschen evangelischen Gemeinden Galiziens und der Bukowina“ eine große Hilfskasse errichtet hat, in welche alle die Beiträge und Gaben der verschiedenen Unterstützungsvereine fließen, und aus welcher Kasse dann an die einzelnen deutsch-evangelischen Lehrer Galiziens und der Bukowina je nach Würdigkeit, nach Dienstalter und Bedürftigkeit regelmäßige Unterstützungen in Form fester Gehaltszulagen bewilligt werden, hat sich die materielle Lage der galizischen deutschen Lehrerschaft erheblich gebessert, sodaß immer mehr seminaristisch gebildete Kräfte in die vakant werdenden Stellen einrücken, für deren Heranbildung aus eben dieser Schulhilfskomiteekasse noch besondere Stipendien bewilligt werden.

Immer mehr hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte ein Kreis von Freunden gebildet, vor allen Dingen der Gustav-Adolf-Verein mit seinen Haupt- und Zweigvereinen, ferner andere protestantisch-kirchliche Hilfsvereine,

nicht minder auch neuerdings der Deutsche Schulverein in Wien und der Verein für das Deutschtum im Ausland zu Berlin mit allen seinen Zweigorganisationen, der im Verein mit den evangelischen Kirchenbehörden, dem Schulhilfskomitee und der Leitung des „Bundes der christlichen Deutschen in Galizien“ (in Lemberg) bestrebt ist, das deutsche Schulwesen in den deutsch-evangelischen Gemeinden Galiziens zu heben und zu fördern.

Auch für die deutsch-katholischen Gemeinden ist seit der Errichtung des „Bundes der Christlichen Deutschen in Galizien“ und dem kraftvollen Eintreten des Deutschen Schulvereins in Wien seit dem Jahre 1908 schon viel geschehen und ist manche verheißungsvolle Besserung bereits erzielt worden. Wie das Signal zum Anbruch einer neuen Zeit wirkte es, als im Jahre 1909 der Deutsche Schulverein in Wien aus den Mitteln der berühmten Roseggerstiftung in Mariahilf, der großen deutschkatholischen Vorstadt von Kolomea, eine deutsche „Peter Roseggerschule“ begründete. Es war dies die zweite, vom Deutschen Schulverein in Galizien errichtete deutsche Privatschule. Die erste, schon in einer weit früheren Periode begründete, befindet sich in Kunzendorf (Lipnik). Peter Rosegger sandte zur Einweihung dieser Schule einen Drahtgruß, welcher lautete, „Die deutsche Schule zu Mariahilf, die meinen Namen führt, wird auch nach meinem Grundsatz wirken: „Nur zum Schutze, nicht zum Truze!“ Müssen wir unsere anderssprachigen Nachbarn schon als Gegner auf nationalem Gebiet betrachten, so doch niemals, niemals als persönliche Feinde! Heil und Freude der Roseggerschule zu Mariahilf!“

Mit Hilfe des Deutschen Schulvereins wurden dann weiter durch die Arbeit des Bundes der christlichen Deutschen in Galizien in weiteren fünf deutschkatholischen Gemeinden Privatschulen errichtet, nämlich in Pöchersdorf, (bei Bolechów), in Angelówka, (Bezirk Zloczów), in Wola Oblaznica und Isidorówka-Kontrovers (Bezirk Zydaczów), wie auch in Teresówka (Bezirk Dolina). Die Gründung von weiteren deutschen Privatschulen in deutschkatholischen Gemeinden ist im Werk. Sie würde bedeutend

rascher vorwärts kommen, wenn die deutschen Katholiken Westösterreichs und des Deutschen Reiches sich ihrer hartbedrängten katholischen Volksgenossen im Osten mit demselben Eifer annehmen würden und denselben Opfermut aufbringen könnten, wie dies die evangelischen Hilfsvereine auf dem Gebiet des Schulwesens für die deutschen Protestanten getan haben. Es scheint indessen die stete Aufklärungsarbeit des Bundes der Christlichen Deutschen in Galizien und des deutschen Schulvereins neuerdings ihre Wirkung auch in diesen Kreisen nicht zu verfehlen.

Selbstverständlich ist es, daß die Deutschen Galiziens, so groß auch ihr Opfermut und ihr Eifer um die Erhaltung und weitere Ausgestaltung des deutschen Schulwesens in Galizien ist, keineswegs darauf verzichten, bei der Regierung mit allen zu Gebote stehenden Mitteln die Erfüllung derjenigen Verpflichtungen durchzusetzen, zu deren Erfüllung die österreichische Regierung auf Grund des oberwähnten Artikels 19 des Staatsgrundgesetzes vom 21. Dezember 1867 auf dem Gebiet des Schulwesens den Deutschen Galiziens gegenüber zweifellos gehalten ist. In dieser Richtung ist der „Deutsche Volksrat für Galizien“ unermüdlich tätig gewesen, bei den Abgeordneten in Wien nicht minder, wie bei den Zentralbehörden und den galizischen Landesbehörden vorstellig zu werden. Es muß anerkannt werden, daß unter dem Statthalter Erzellenz Ritter v. Korytowski, der bis Mitte 1915 an der Spitze der galizischen Landesverwaltung stand, seitens der galizischen Landesbehörden ein größeres Entgegenkommen und Bereitwilligkeit, den deutschen Forderungen gerecht zu werden, bemerkbar war.

Auch auf dem Gebiet des Mittelschulwesens sind die Deutschen Galiziens an der Arbeit. Sie haben einen eigenen Verein „Deutsche Mittelschule für Galizien“ gegründet, der es sich zunächst zur Aufgabe gemacht hat, deutschen Mittelschülern (Gymnasiasten wie Realschülern) Stipendien zu bewilligen, sodann die beiden in Lemberg und in Stanislaw bestehenden deutsch-evangelischen Schülerheime zu unterstützen, vor allem aber die Gründung

zunächst einer weiteren, leistungsfähigen deutschen Mittelschule für Galizien durchzusetzen. Die vorbereitenden Schritte hierzu waren bereits vor dem Kriege eingeleitet worden, als Ort war Stanislau ausersehen, und die neue Mittelschule sollte in Form einer Doppelanstalt (eine Gymnasial- und eine Realgymnasialabteilung) errichtet werden. Durch den Krieg ist diese wichtige Sache wohl aufgeschoben, aber nicht aufgehoben worden.

Überblickt man das Ganze des deutschen Schulwesens in Galizien, so wird man sagen: Es steckt darin soviel Treue, Hingabe und Kraft deutschen Wesens und deutscher Art, daß man nicht daran zweifeln kann, daß, nachdem einmal die schwersten Zeiten vorüber sind, dem deutschen Schulwesen in Galizien eine glückliche Zukunft beschieden ist.

7. Deutsche Liebesarbeit in Galizien.

Vor einigen Jahren wurden unsere katholischen deutschen Gemeinden in Galizien mit einer Schmähschrift überschüttet, in welcher sie vor den Bestrebungen der nationalgesinnten Kreise, insbesondere vor dem Bunde der christlichen Deutschen in Galizien und dessen Organ, dem Deutschen Volksblatte, dringend gewarnt wurden. Der Verfasser dieser Schriften, dessen schlechtes Deutsch deutlich genug verriet, in welchen Reihen er zu suchen war, empfahl den katholischen Deutschen den unbedingten Anschluß an das Polentum, dessen Kultur innerlicher, reicher und religiöser sei als die rauhe egoistische deutsche Kultur, die zwar einen Luther und Bismarck hervorgebracht hat, aber auf den Gebieten des praktischen Christentums und der werktätigen Liebe nichts leisten könne. Als Beweis für diese wunderliche Behauptung führt der Verfasser die Tatsache an, daß die Deutschen in Galizien wohl einen Trugbund und eine nationale Zeitung hätten, aber keine Liebeswerke, keine Heilanstalten für Arme, Schwache und Kinder, keine Nonnenhäuser und Ordensniederlassungen.

Nun würden zwar schon die Kenner der Geschichte diesen Pamphletisten darüber belehren können, daß es

vielfach gerade deutsche Priester, deutsche Geistliche und Ordensleute gewesen sind, die die Werke der christlichen Liebe in das noch heidnische Polen verpflanzt haben und daß auch bis auf die Gegenwart überall in den katholischen Klöstern, Waisenhäusern, Krankenhäusern nicht nur viel deutsches Geld, sondern viel edle deutsche persönliche Kraft arbeitet — freilich infolge der polonisierenden Bestrebungen der leitenden Kreise der katholischen Kirche Galiziens zur Ehre des Polentums. Aber der einfache Mann des Volkes konnte wirklich durch eine derartige Behauptung geblendet werden. Es liegt eben gegenwärtig so, daß in unseren katholischen Gemeinden alles, was nach humanitärer Arbeit und Betätigung praktischen Christentums aussah, durchaus polnisch gefärbt ist. Das hat aber lediglich seinen Grund darin, daß eben die katholischen Gemeinden ausschließlich polnische Geistliche haben, die nach ihrer ganzen Anlage und Erziehung nicht anders können, als in polnischem Sinne und polnischem Geiste zu arbeiten.

Wirft man aber einen Blick in die evangelischen deutschen Gemeinden, in welchen die Pfleger des Glaubens und der Religion deutsche Männer sind, so wird man mit Freude und Genugtuung feststellen können, wie reich diese Gemeinden gerade auch mit Werken christlicher Liebe ausgestattet sind.

Da müssen wir freilich zuerst den Namen nennen, der in den Ohren unserer katholischen polnischen Landsleute einen so bösen Klang hat, nämlich den Gustav-Adolf-Verein. In einer Schrift über das Deutschtum in Galizien darf dieser nicht unerwähnt bleiben und es muß auch ruhig anerkannt werden, daß dieser Verein, obwohl er seinem Wesen nach lediglich ein Verein evangelischer Bruderliebe ist, große Verdienste für die Erhaltung des Deutschtums in Galizien hat. Vor allem dadurch, daß er treu und unermüdlich die evangelischen Schulen, die wegen ihrer deutschen Unterrichtssprache so große Bedeutung für das Deutschtum des Landes haben, unterstützt. Es gibt wohl keine, auch noch so kleine Gemeinde in Galizien, welche nicht ihren Gustav-Adolf-

Berein hätte, in welcher dieser Verein nicht heimisch wäre und nicht gern auch der Armste sein Scherflein für ihn beisteuert. Der Gustav-Adolf-Verein hat sich freilich keineswegs auf die Hilfe für die Schulen beschränkt, sondern er hilft natürlich ebenso sehr bei der Erbauung von Gotteshäusern und Pfarrhäusern, wie zur Linderung der kirchlichen Not der evangelischen Glaubensgenossen im weitesten Sinne.

Neben dem Gustav-Adolf-Verein haben aber auch die Werke der inneren Mission auf anderen Gebieten Boden in den evangelischen Gemeinden Galiziens gefunden und sich zum Teil zu erfreulicher Blüte entwickelt. Daß der blühende und tatkräftige Frauenverein in Viala ein evangelisches Waisenhaus mit durchschnittlich 30 Zöglingen erhält und auch sonst in mannigfachster Weise auf dem Gebiete der Liebestätigkeit arbeitet, dadurch natürlich auch die Erhaltung armer, deutscher Kinder im nationalen Sinne fördert, kann bei dem Charakter der evangelischen Gemeinde von Viala nicht anders erwartet werden. Die Lemberger Gemeinde, in der gleichfalls ein rühriger Frauenverein auf dem Gebiete der Armen- und Kinderpflege tätig ist, unterhält außerdem eine Gemeindediakonissin und ein evangelisches Schülerheim, in welchem die evangelischen Schüler, die höhere Schulen besuchen, Unterkunft und Erziehung finden.

Von größter Bedeutung sind die evangelischen Anstalten in Stanislaw geworden. Ein kleines Senforn war es, welches im Jahre 1896 dort in den Boden gesenkt wurde, als mit 12 Kindern in einem alten Gebäude, einem früheren Wirtshause, das evangelische Kinderheim begründet wurde. Dasselbe stellte sich zur Aufgabe, arme oder gefährdete deutsche Kinder evangelischen Bekenntnisses, die keine entsprechende Erziehung finden konnten, unter sorgfamer Pflege einer solcher zuzuführen. Die Anstalt ist im Laufe von 17 Jahren aus kleinen Anfängen zur größten derartigen Erziehungsanstalt in Oesterreich überhaupt herangewachsen und zählte vor Ausbruch des Krieges in fünf verschiedenen Abteilungen im ganzen 230 Zöglinge. Der Geist, der diese Anstalt

durchweht, ist durchaus der Geist reiner, christlicher Liebe zu den Verlorenen, Elenden, Gefährdeten, Schwachen. In welchem Sinne die Anstalt wirkt, das wird charakterisiert durch das Lösungswort, mit dem sie einst eröffnet wurde (Joh. 15, 5: Ohne mich könnt ihr nichts tun). So gewiß wie diese Anstalt mit politischer oder nationaler Agitation irgendwelcher Art nie das Geringste zu tun gehabt hat, so gewiß ist doch, daß sie für das deutsche Volk in Galizien eine Ehre bildet und ihm auch, wie von allen Seiten anerkannt wird, außerordentlich große Dienste geleistet hat. In Verbindung mit dem Kinderheim steht auch in Stanislaw ein deutsch-evangelisches Schülerheim, das Martineum, und ein Konvikt, in welchem junge evangelische Theologen nach ihrer Studienzeit weitere Einführung ins praktische Amt finden, das sogenannte Paulinum. Der jüngste hoffnungsvolle Zweig am Baume dieser Anstalten ist das evangelische Diakonissenhaus Sarepta, mit welchem eine Kinderpflegeanstalt für anormale, verkrüppelte, schwache und geistig zurückgebliebene Kinder verbunden ist. Die Geschichte der Gründung dieses Hauses ist untrennbar verbunden mit dem Namen eines edlen Mannes, der, obwohl im übrigen dem völkischen Leben im engeren Sinne, insbesondere den Schutzvereinsbestrebungen ferne stehend, doch überaus Großes für das deutsche Volk in Galizien geleistet hat. Es ist dies Herr Georg von Kaufmann, vordem Direktor der österreichischen Petroleum-Industrie-Aktiengesellschaft in Solotwina, einer jener seltenen Männer, welcher den Segen, den Gott ihnen in ihren geschäftlichen Unternehmungen gibt, als nichts anderes betrachten, als ein Mittel, ihren Mitmenschen Gutes zu tun. Durch Kaufmanns großzügige Wohltätigkeit wurde in der kleinen, bis dahin völlig vergessenen und verlassenen deutsch-evangelischen Gemeinde Solotwina neues Leben geweckt, ein Religionslehrer berufen und ein wunderschönes Kirchlein gebaut. Einem früher gegebenen Versprechen getreu legte er dann, als seine Bohrungen in Bittow nach Petroleum von reichem Erfolg gekrönt waren, in die Hand des Stanislawer Pfarrers das nötige Kapital zur

Gründung einer Diakonissenanstalt für Galizien in Verbindung mit der erwähnten Kinderpflegeanstalt. Diese Anstalt ist auch nach ihrer äußerlichen Ausstattung eine Zierde und ein Schmuck ebenso ihrer Umgebung, wie der deutschen Siedelungen Galiziens überhaupt. In dem großen musterhaft angelegten und gepflegten Garten des Kinderheims liegt das freundliche weißschimmernde Gebäude, das an der Frontseite in großen goldenen Buchstaben die Aufschrift „Sarepta“ trägt. Dieser Name wurde nicht nur, wie bei andern Anstalten der inneren Mission, welche diesen Namen tragen, darum gewählt, weil nach der biblischen Erzählung (1. Kön. 17) Sarepta (Zarpath) eine Stätte war, wo das Elend armer Witwen und Waisen durch Glauben und Liebe überwunden wurde, sondern auch darum, weil das fließende Öl das erste Zeichen der fürsorgenden Güte Gottes an dieser Stätte war. „Wenn Gott aus meinen Gruben Öl fließen läßt, dann baue ich Ihnen die Kinderpflegeanstalt, die Sie sich wünschen —“ so hatte der Stifter von Sarepta dem Leiter der Stanislauer Anstalten schon vor Jahren gesagt. Und das Öl kam und fließt bis heute, und mit ihm floß der Segen, der zur Gründung des schönen Liebeswerkes führte.

„Sarepta“ ist auch nach seiner inneren Einrichtung eine Musteranstalt. Die Küchen-, Bade-, Wasch-, Beheizungs- und Beleuchtungsanlagen sind von Wiener und Welfer Firmen nach den besten neuesten Methoden ausgeführt. Das ganze Haus ist von Licht und Sonne durchflutet. Die Korridore sind mit schönen Sprüchen geziert, die Wände der Zimmer und Säle mit prächtigen Gemälden, welche der Stifter selbst in München eingekauft hat. Neben dem Hause befindet sich ein besonders abgeschlossener Garten mit Springbrunnen und Spielplätzen für die Kinder. Wie leben die zarten schwachen Pflänzchen, welche ihr Heim hier finden, in dieser sonnigen Umgebung unter der Pflege treuer Schwestern auf! Welche Freude ist's, ihnen hier bei ihren Spielen zusehen zu dürfen, oder einmal einer Unterrichtsstunde in der mit der Anstalt verbundenen „Hilfsschule für Schwachbegabte“ beiwohnen zu dürfen.

Zu Sarepta gehört weiter auch ein Isolierhäuschen für ansteckende Kranke und ein Heim für arme oder allein-
stehende alte Frauen. Der Bau eines Krankenhauses als weitere Ergänzung des Anstaltswerkes ist bereits be-
schlossen.

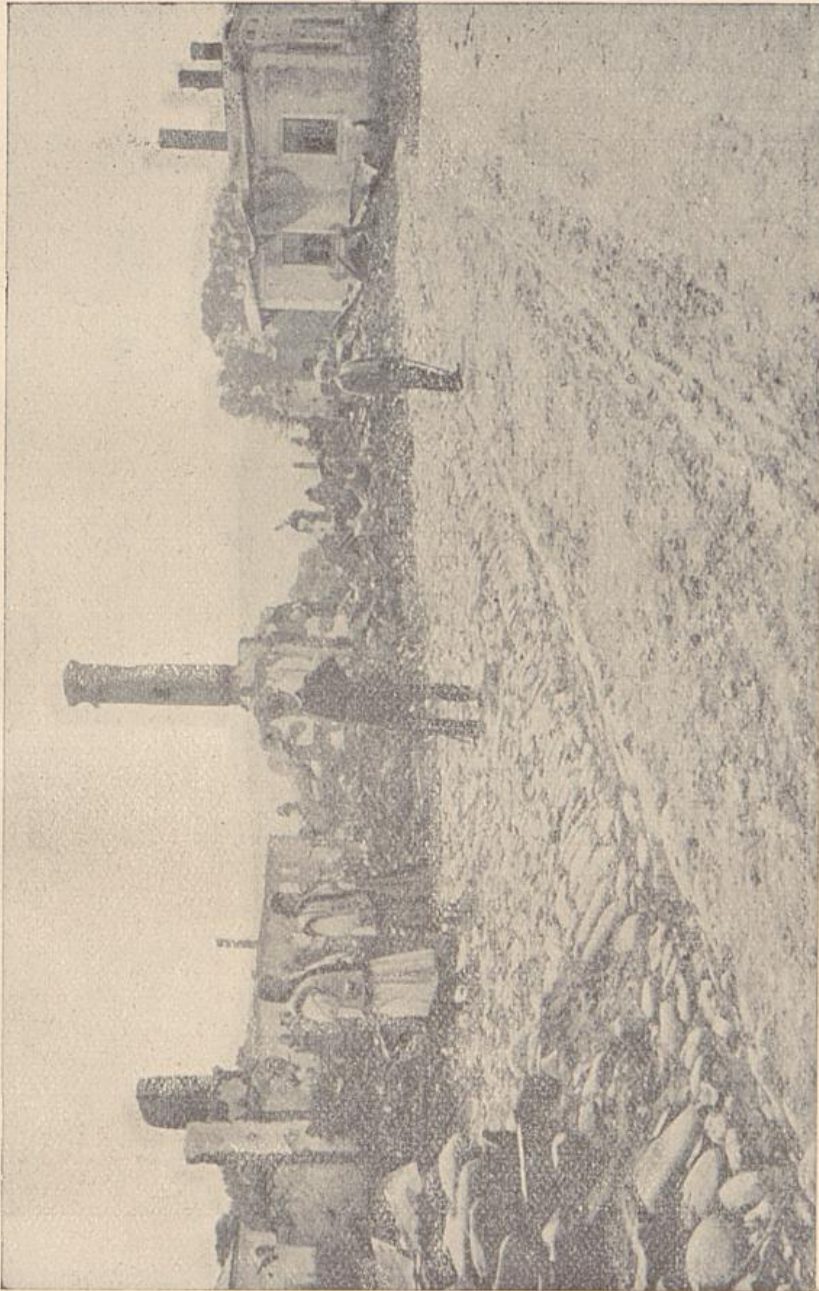
Ein schönes Zeugnis für den Geist, welcher in den deutschen Siedlungen Galiziens herrscht, ist die Tatsache, daß von den jungen Schwestern, welche in Sarepta sich dem Dienst der werktätigen Liebe geweiht haben, schon die Hälfte aus Töchtern der deutschen Siedlungen Galiziens besteht.

Wenn von deutscher Liebesarbeit in Galizien ge-
redet wird, dann dürfen die Namen zweier Männer nicht vergessen werden, die durch ihr hingebendes treues Wirken sich ebenso verdient um das galizische Deutsch-
tum gemacht haben, wie sie den deutschen Namen geehrt haben.

Der eine dieser Beiden ist der Missionar Stefan Bollert. Als Sendling der Leipziger Judenmission, für die er unter dem Leipziger Professor Delitzsch eine be-
sondere Vorbildung gewonnen hatte, kam Bollert 1889 nach Czernowitz in der Bukowina und beschäftigte sich anfangs wesentlich mit der Verbreitung religiös-christlicher Erkenntnis unter den Juden. Doch fühlte sich der glaubens- und liebeswarme Mann bald mächtig dazu hin-
gezogen, seinen deutschen Volksgenossen in geistigem Sinne zu helfen, und diese Tätigkeit trat schließlich in den Vordergrund, so daß er die Beziehungen zu der Judenmission ganz löste. Ohne festes Gehalt, teilweise vom spärlichen Ertrag einer kleinen Buchhandlung lebend, im Übrigen völlig auf Gott vertrauend, durchzog Bollert die deutschen Siedlungen der Bukowina, wo er überall anregend, erweckend, belebend wirkte, namentlich die Trunksucht mit Erfolg bekämpfte. Bald dehnte er seine Reisen auch nach Ostgalizien aus, wo er in Ugartstal dem dortigen schwer leidenden Pfarrer als Gehilfe an die Seite trat. Er kam in die deutschen Dörfer als Wanderlehrer, lebte wie ein alttestamentlicher Prophet in Bedürfnislosigkeit und Armut unter den Armen,

sammelte die Kinder zum Unterricht, hielt Bibelstunden und Vorträge für die Erwachsenen, gründete Jugendvereine, sorgte mit Hilfe seiner Buchhandlung und Leihbibliothek für guten Lesestoff und gediegenen Bandschmuck und brachte so in mancher Art ganz neues Leben, das bis auf die Gegenwart nachwirkt. Für die von ihm veranstalteten Volksabende dichtete er selbst kleine Stücke. Eines derselben, „der Kampf der Deutschen in Galizien“ betitelt, verdiente der Vergessenheit entrissen und weiten Kreisen durch den Druck zugänglich gemacht zu werden. Es entstand volle 10 Jahre vor dem Einsetzen der deutschvölkischen Bewegung in Galizien und enthält doch bereits in prophetischer Weise deren Beweggründe, Kraft und Geist.

In Bollerts Fußstapfen trat, nachdem derselbe Galizien verlassen hatte, der sächsische Theologe Max Weidauer. Er übernahm 1897 als Nachfolger Bollerts die Hilfeleistung für den kranken Pfarrer von Ugartstal und bereifte von da aus die zahlreichen Filialdörfer des großen Pfarrsprengels. Bei einer dieser Reisen lernte er den Fabrikort Bygoda im Swizatale kennen. Hier arbeiteten mächtige Sägewerke — es waren damals die größten in Europa — an der Verarbeitung der gewaltigen Holzbestände der Karpathenurwälder; eine neuere Fabrik zur Verwertung der Holzabfälle trat dazu; kleinere Unternehmungen schlossen sich an. So entstand mitten in dem romantischen Flußtal ein aufblühendes industrielles Leben, das auch zahlreiche deutsche Arbeiter aus den umliegenden deutschen Siedlungen anlockte. Weidauer fand hier eine Schaar von ungefähr 300 deutschen Volksgenossen, die weder Pfarrer noch Lehrer hatten und für den Unterricht ihrer Kinder lediglich auf zwei polnische Nonnen angewiesen waren, die natürlich an der Pflege der deutschen Muttersprache keinerlei Interesse hatten. Mit offenen Armen nahm die kleine Schaar dieser deutschen Fabrikarbeiter, unter denen sich mehrere wackere volkstreue Männer befanden, den ideal gesinnten opferfreudigen jungen Theologen auf. Nach dem Tode des Ugartstaler Pfarrers übersiedelte Wei-



Blick in eine zerstörte Stadt in Galizien (Solotwina).



Blick in eine zerstörte Stadt in Galizien (Solotwina).



Verteilung von Kartoffeln an deutsche Flüchtlinge
in Radworna.

dauer ganz nach Bygoda und begann hier eine Wirksamkeit, die in vieler Beziehung an das Wirken Pestalozzi's in Stanz erinnert. Er richtete in einem Privatzimmer eine Schule ein, in der er selbst den gesamten Unterricht hielt, versammelte allabendlich die Erwachsenen, las ihnen vor, besprach mit ihnen die Tagesereignisse, übte Gesang und Lied und richtete Sonntagsgottesdienste ein. Dabei wohnte er selbst in einem bescheidenen Zimmerchen unter Verzicht auf alle Bequemlichkeiten und lebte völlig mit seinen Fabrikarbeitern wie ein Glied einer großen Familie. Kein Wunder, daß ihm die Herzen zuflogen und die armen Leute, die bis vor kurzem sich völlig verlassen und vergessen geglaubt hatten, nun meinten, ein Engel vom Himmel sei zu ihnen gekommen. Es gelang Weidauer mit Hilfe der Fabriksleitungen, die den eigenartigen Mann in seinen Beweggründen wohl nicht begriffen, aber in seinem Wirken schätzten, und mit Unterstützung des Gustav-Adolf-Vereins eine wunderschöne Schule mit Lehrerwohnung und Versammlungssaal in Bygoda zu bauen. Nachdem diese Schule als evangelische Privatvolkschule mit deutscher Unterrichtssprache eröffnet und ein tüchtiger Lehrer in sie berufen war, verlegte Weidauer seinen Sitz in das benachbarte Broczkóv, eine Vorstadt der Bezirksstadt Dolina, die von zahlreichen Deutschen bewohnt war. Hier setzte er sein hingebungsvolles Wirken im Geist reinsten Gottes- und Menschenliebe fort, mußte freilich bald auch schwere Anfeindung von denen über sich ergehen lassen, denen die innerliche Stärkung des Deutschtums und das Aufblühen der evangelischen Gemeinden ein Dorn im Auge war. Um so größer war die Liebe, welche Weidauer innerhalb seiner Glaubens- und Volksgenossen fand. Dieselbe fand darin ihren Ausdruck, daß er 1906 einstimmig zum Pfarrer der großen Ugartstaler Gemeinde gewählt wurde. Seitens der Gegner erhob sich nun eine wilde Heze gegen den wackern Mann, dem man in Wahrheit doch nichts anderes nachsagen konnte, als daß er mit Verzicht auf jede Beteiligung an politischen Bestrebungen und auch ohne jede konfessionelle Propaganda sich lediglich dem geistigen

Wohl seiner Glaubensbrüder gewidmet hatte. Die Hezer erreichten ihren Zweck: Weidauer ward die für den Eintritt ins Pfarramt notwendige Erteilung der österreichischen Staatsbürgerschaft seitens der galizischen Statthalterei versagt. Er folgte einem Rufe nach der Bukowina, wo er das Bürgerrecht sofort erhielt. Von hier aus berief ihn aber bereits 1913 die deutsch-evangelische Gemeinde Kolomea, eine der größten und blühendsten in Galizien, als Pfarrer, und diesmal konnte niemand Schwierigkeiten in den Weg legen. Weidauer trat unmittelbar vor Kriegsausbruch sein neues Amt an. Er durchlebte die ganze Russenzeit mit seinen Gemeinden, mußte auch mit ihnen im Frühjahr 1915 beim Vordringen der Russen bis in die Bukowina fliehen, hatte aber gerade in dieser schweren Zeit die schönste Gelegenheit, als Tröster, Helfer und wahrer Vater inmitten seiner Gemeinden zu wirken und sich auch über deren Grenzen hinaus in treuer selbstloser Arbeit zum Besten seines Volkes und des Vaterlandes zu betätigen.

Es ist viel Liebesaat in den deutschen Gemeinden Galiziens ausgesät worden. Sie wird nicht umsonst gewesen sein; das wird sich, wenn die Stürme des großen Kriegs vorüber sind, und die Friedenssonne wieder scheint, bald genug zeigen. Einen kräftigen Rückhalt hat die deutsche Liebesarbeit in Galizien an dem „Hilfsbund für innere Mission in der Diaspora“ gefunden, dessen verdienstvoller Vorsitzender, Pastor August Wiegand in Plau in Meckl., selbst einst als Kandidat kurze Zeit in ähnlicher Weise, wie Bollert und Weidauer, in Galizien gewirkt und dabei bleibende Eindrücke von der Bedeutung der deutschen evangelischen Diaspora und ihrem schönen Beruf empfang, in fremder Umgebung als Zeugnis der herrlichsten Güter zu dienen, die Gott dem deutschen Volke gegeben hat. Der „Hilfsbund“ hat neben der Aufbringung von Geldmitteln vor allem das Verdienst, persönliche Kräfte zur Mitarbeit in den Gemeinden und den Anstalten der inneren Mission in Galizien gewonnen zu haben.

8. Deutschgalizien im Kriege.

Die Leiden und Nöte des Krieges haben für die Deutschen Galiziens einen vollen Monat eher begonnen, wie für die übrige europäische Welt. Das klingt wunderbarlich. Wer es miterlebt hat, der weiß, daß es wahr ist.

Ist es ratsam, in gegenwärtiger Stunde, wo wir alle von der Hoffnung beseelt sind, daß nach dem Kriege eine große, neue Friedenszeit beginnt und insonderheit all die Gegensätze und Mißverständnisse zwischen den in den beiden Mittelmächten zu gemeinsamer Waffenbrüderschaft zusammengeschmiedeten Nationen ein Ende haben werden — ist es ratsam, jetzt alte Wunden aufzureißen? Indes es handelt sich um die Wahrheit. Vor allem, daß der Friede, der jetzt geschlossen wird, kein fauler Friede sein möge, sondern ein Friede, der gegründet ist auf nüchterne, wahrheitgemäße Erwägung der Tatsachen und eine diesen Tatsachen entsprechende Politik!

Es würde der Wahrheit widersprechen, wenn wir uns vortäuschen wollten, daß das Verhältnis zwischen den Deutschen und den Polen vor dem Kriege ein befriedigendes gewesen sei. Es war in Preußen nicht befriedigend, es war aber auch nicht im geringsten in Oesterreich befriedigend. Auf diese Tatsache werfen die Ereignisse des Juli 1914 ein grelles Schlaglicht. Es war gerade in jenen Tagen, als die Schreckensstunde von dem Morde in Sarajewo Oesterreichs Gaue durchflutete — da rotteten sich in einer ganzen Reihe galizischer Städte Pöbelhaufen, unter ihnen aber auch eine ganze Reihe Studenten, Hochschüler und akademisch gebildeter Leute zusammen und zogen mit Steinen, Eisenstücken, Knütteln und sonstigen derartigen Gegenständen bewaffnet vor die deutschen Kaufläden, Geschäfte, Schulen und Anstalten, um dieselben mit einem Steinhagel zu überschütten und unzählige Fensterscheiben zu zerstören. Natürlich ging es auch nicht ganz ohne Beschädigung von sonstigem Eigentum und von Personen ab. Das war das erste Bombardement im Jahre 1914. Am schwersten wurden dadurch die deutschen Erziehungsan-

stalten in Stanislau, insbesondere das Mädchenwaisenhaus des evangelischen Kinderheims mitgenommen.

Der Anlaß zu diesen Ausschreitungen lag in Reibereien, die in Ostschlesien zwischen Deutschen und Polen stattgefunden hatten. Polnische Sokolen versuchten in Bielitz ein polnisches Turnfest zu veranstalten, und dieses Vorhaben war von den Deutschen vereitelt worden. Aus Rache beschloß man, den Deutschen Galiziens zum Bewußtsein zu bringen, daß sie in Galizien bisher nur geduldet seien, und daß ihr weiteres Verbleiben im Lande, wofern sie ihr Deutschtum festhalten wollten, nicht gewünscht werde.

Wir meinen, es kann nicht schaden, wenn diese Erinnerung jetzt auch wieder ins Gedächtnis gerufen wird, nicht darum, weil wir Deutschen irgendwie Haß gegen unsere polnischen Landsleute fühlten oder weil wir wünschten, daß diese Ereignisse, die ja zwerghaft erscheinen gegenüber dem Großen, Gewaltigen, Furchtbaren, was wir beide, Polen und Deutsche, unmittelbar darauf im Weltkrieg erlebt haben, jetzt noch zur Abrechnung oder zum Austrag gebracht werden sollen. Die galizischen Landesbehörden haben, wie sie auch gar nicht anders konnten, jene Pöbelexzesse sofort auf das schärfste verurteilt, Untersuchungen eingeleitet und den geschädigten Deutschen, insbesondere den Schulen und Anstalten Schadenersatz geleistet. Die Ermittlung der eigentlichen Mädel Führer ist freilich infolge des Kriegsausbruches stecken geblieben und wird wohl auch nie fortgesetzt werden; sie würde auch erfolglos sein, da die Hintermänner dieser ganzen Bewegung sich jetzt längst in Rußland befinden dürften. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieselben in jenen Kreisen zu finden waren, die auch während des Krieges, sobald die Russen ins Land kamen, sich auf deren Seite schlugen und bewiesen, daß ihr Haß gegen das Deutschtum nicht größer war, wie ihr völliger Mangel an jedem österreichischen Staatsgefühl und Patriotismus.

Für die Deutschen Galiziens brachten aber jene Angriffe, denen sie damals ausgesetzt waren, wieder die

Frage ins Rollen, wie bei einer solchen Gesinnung eines Teiles der Nachbarschaft sich die Zukunft des deutschen Volkes in Galizien gestalten würde. Man darf wohl sagen, daß die Antwort, welche das galizische Deutschtum im Juli 1914 auf diese Frage gab, ernst und erhebend war. Sie stand unter dem Zeichen des Bismardwortes: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst niemand in der Welt.“ Vor allem war es den Deutschen ein Bedürfnis, offen und klar zu zeigen, daß sie sich nicht einschüchtern ließen, sondern, daß sie gewillt seien, auf der von ihren Vätern ererbten Scholle in dem Lande, in dem schon seit Generationen so viel treue, hingebende deutsche Kulturarbeit geleistet worden war, auszuhalten und froh und mutig ihr Friedenswerk weiter zu treiben. Im Juli fanden in Galizien große Manöver statt. Bei dieser Gelegenheit kam der k. u. k. Artillerieinspektor, Erzherzog Leopold Salvator in die Nähe von Dornfeld. Der schneidige Pastor Faust von Dornfeld benutzte die Gelegenheit, um unter nicht mißzuverstehendem Hinweis auf die Empfindungen, welche das deutsche Volk in Galizien infolge seiner jüngsten Erlebnisse hegte, den hohen Herrn zu bitten, er möge der Gemeinde Dornfeld erlauben, ihn in ihrer Mitte zu begrüßen. Diesem Verlangen wurde gerne entsprochen. An einem schönen Julitage zog der Erzherzog mit seinem ganzen militärischen Gefolge zu Pferde in dem schönen stattlichen Dorfe ein. Der Pfarrer der Gemeinde, der Gemeindevorsteher, der Gemeinderat und die übrigen Spitzen empfingen ihn und geleiteten ihn in das geräumige Gotteshaus, woselbst er einer kurzen Predigt beirwohnte. Dann fand vor dem Gotteshause auf dem großen Dorfplatze ein Festzug statt. Die Dorfjugend, geführt von ihren Lehrern, mit frischem Gesang, die Veteranen, geschmückt mit ihren Ehrenzeichen, die einzelnen Vereine und Korporationen zogen mit Fahnen und Bändern an dem hohen Gast vorüber und gaben ihm einen Begriff von der markigen Kraft, die in diesen deutschen Vorpostengemeinden im Karpathenlande enthalten ist. Dann folgte ein Frühstück im Pfarrhause und ein herzlicher Abschied, der lange in den Herzen

der Dornfelder nachklang. Und durch ganz Deutschgalizien klang ein froher Widerhall dieses Ehrentages: Wir wissen uns innig verbunden mit unserem teuren Kaiserhause und wissen, daß es unserem Kaiserhause nur recht und erwünscht ist, wenn wir die Tradition unserer Väter treu bewahren, wenn wir ebenso wie an der unverbrüchlichen Treue gegen unseren Kaiser und das Haus Habsburg, die jedem deutschen Kolonisten Galiziens ins Herz geschrieben ist, auch an unserm deutschen Volkstum freudig festhalten. In Stanislau, wo die feindlichen Demonstrationen ganz besonders gehässig und erbittert gewesen waren, versammelten sich in den nächsten Tagen die Deutschen der Stadt und Umgebung in dem großen Schulsaal, um in begeisterten Kundgebungen es mutig und kühn hinauszurufen: Wir Deutschen Galiziens stehen unverbrüchlich fest zu unserem teuren Volke und lassen uns durch nichts in unserem guten Rechte irremachen. Als in einer dieser Versammlungen der Vorsitzende den Ruf an die Versammlung richtete: „Wollen wir Deutschen in Galizien jetzt die Waffen strecken oder wollen wir freudig weiterarbeiten an dem Aufbau unseres teuren Volkstums im Karpathenlande?“ da rief eine Stimme aus der Versammlung: „Nun erst recht!“ Und an demselben Abend wurde der Beschluß gefaßt, in Erinnerung an die Ereignisse des Juli 1914 in Stanislau ein deutsches Haus zu bauen, einen großen, geräumigen Festsaal für deutsche Versammlungen und Feiern, welcher den Namen Franz Ferdinand-Gedächtnishalle tragen sollte. Wußte man doch im deutschen Volke Galiziens sehr wohl, daß der uns so früh entrissene Thronfolger in Anerkennung der treuen patriotischen Gesinnung der Deutschen Galiziens für deren Bestrebungen ein offenes Ohr und warmes Interesse gehabt hatte.

Mitten in diese Bewegungen hinein platzte die Kriegserklärung und alles, was in jenen ereignisreichen Wochen des Jahres 1914 durch deutsche Herzen in Galizien hindurchgegangen war, das trat nun völlig zurück vor dem Neuen, Unsagbaren, Großen, Gewaltigen, das über unser Vaterland hereinbrach und die ganze Welt in Mitleidenschaft zog.

Auch für die Deutschen Galiziens waren die Tage des August 1914 große Tage. Wenn irgendwo, dann war in den deutschen Siedlungen Galiziens in jenen Tagen eine große, heilige Begeisterung. Wohl fehlte es nicht an bangen Befürchtungen, an ängstlichen und verzagten Stimmen. Aber das vorherrschende Gefühl war überall das, daß in der großen Entscheidung, die nun sich anbahnte, ebenso des deutschen Volkes, wie unseres Osterreichs Zukunft neu und herrlicher denn zuvor erblühen sollte. Dazu trug viel der Eindruck der Waffenbrüderschaft mit dem deutschen Reiche bei. Wir dürfen wohl sagen, unter diesem Eindruck verschwanden auch wie Nebel vor der Sonne die trennenden Empfindungen zwischen den Deutschen und den Polen. Es haben es in jenen Tagen nicht wenig Polen dem Verfasser gesagt, daß sie sich jener Ausschreitungen mißleiteter Glieder ihres Volkes schämten und polnische Offiziere haben Beifall geklatscht, als in Stanislaw unsere deutschen Jungen den eingerückten ruthenischen Rekruten die „Wacht am Rhein“ beibrachten. Mancher deutsche Junge ist damals auch mit den polnischen Legionären ins Feld gerückt.

Mit Jubel und Begeisterung ist in Deutschgalizien noch der 18. August, der 85. Geburtstag unseres verehrten greisen Kaisers, überall gefeiert worden. In Knihinin bei Stanislaw wurde an diesem Tage der Grundstein zu der Franz Ferdinand-Gedächtnishalle gelegt. Sofort bei Ausbruch des Krieges hatte die Gemeinde den Beschluß gefaßt, das geplante Deutsche Haus zunächst so einzurichten, daß es als Epidemiehospital dem Roten Kreuz zur Verfügung gestellt werden könnte. Ein Aufruf hatte zur Folge, daß in wenigen Tagen über 6000 Kronen eingingen, und fast ebenso viel wurden gezeichnet.

Aber diese Wochen freudiger Erhebung am Anfang des Krieges dauerten nicht lange. Von Osten her wälzte sich die brausende Flut des ungeheuren Russenheeres über die Grenzen und die ungleich schwächeren österreichischen Kräfte vermochten ihnen zunächst nicht standzuhalten. Galizien ging bis auf einen kleinen Teil an den Feind verloren und damit kamen auch die deutschen Kolonien

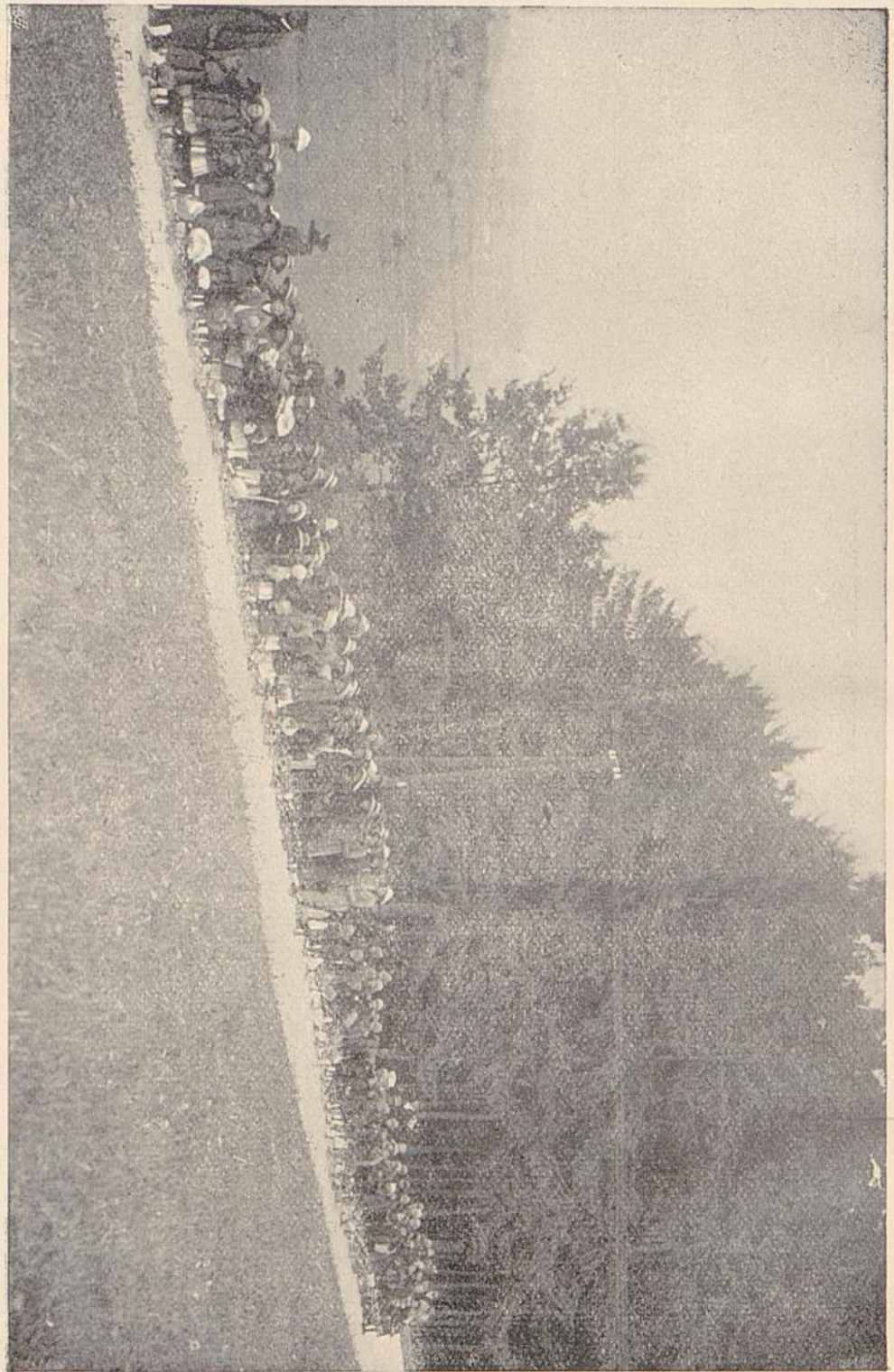
in Galizien mit einigen wenigen Ausnahmen im westlichsten Teile des Landes unter die Russenherrschaft.

Und nun kam das große Leid über Deutschgalizien. Es läßt sich jetzt noch nicht genau feststellen, welche von den verschiedenen Bevölkerungselementen Galiziens am meisten unter der Russenherrschaft gelitten hat. Sie haben alle schwer gelitten, die Polen, die Ruthenen und die Juden, aber im Verhältnis dürfte doch das Leid, das über die Deutschen gekommen ist, das schwerste gewesen sein. Denn innerhalb aller anderen Bevölkerungselemente fanden die Russen auch zahlreiche solche, mit denen sie sich leicht verständigen konnten und die sich gerne mit ihnen verständigten. Aber zwischen den Deutschen hat sich nirgendwo irgend jemand gefunden, auf den sie sich hätten stützen können. Die Deutschen haben sich überall als die festen Pfeiler österreichischer Staatstreue erwiesen und die Russen haben das auch sehr wohl gewußt. Eine wackere deutsche Pfarrersgattin, die viel und schwer während der Russenzeit hat leiden müssen, wurde von einem höheren russischen Offizier spöttisch gefragt: „Sie sind wohl schwarz-gelb gefärbt, gnädige Frau?“ Darauf gab die Brave die Antwort: „Nicht gefärbt, sondern das ist echt!“ Sie hat es büßen müssen, aber es soll ihr unvergessen sein. Ja, das hat sich im Kriege gezeigt, daß die Treue innerhalb der Deutschen Galiziens kein leerer Wahn ist, und eben dafür haben sie überall so schwer leiden müssen.

Anfangs zwar schien es, als ob das Russenjoch in Galizien nicht allzu hart wäre. Die Russen schalteten und walteten im Lande, als ob sie zu Hause wären, und betrachteten es als ihr Eigentum, von dem sie niemals mehr weichen würden. Zwar wurde namentlich auf dem Lande genug geraubt und gebrandschakt. Aber auf der andern Seite ließ sich das Bestreben, namentlich seitens der höheren Kommandos, nicht verkennen, die Bevölkerung zu schonen und Ordnung und Zucht im Lande zu erhalten. Dazu kam, daß an Lebensmitteln im ganzen kein Mangel war. Die Ernte des Jahres 1914 war in Galizien nicht schlecht gewesen und Rußland selbst, das



Evangelische Kirche in Josefsberg nach der Beschädigung.



Evangelisches Sinderheim auf der Stucht

Tafel 22



Evangelisches Kinderheim auf der Flucht

ja seine großen Vorräte infolge der Kriegslage nicht ausführen konnte, hatte Überfluß an Korn und Weizen. Wer also lediglich von einem Tag zum andern sein Leben durchbringen wollte, und noch mehr, wer geneigt war, sich mit der Ruffenherrschaft innerlich zu versöhnen, der konnte ein erträgliches Dasein führen.

Anders bei denen, deren Herz für Osterreich schlug und die in dem großen Entscheidungskampfe innerlich auf seiten des deutschen Volkes standen. Die litten unsäglich. Abgeschnitten von jeder Beziehung und Berührung mit den Volksgenossen, nur angewiesen auf die lügnerische russische Berichterstattung, dabei täglich genötigt, sich unter die russische Gewaltherrschaft zu beugen, dem Zar zu huldigen, russische Fahnen auszustechen und bei russischen Siegen zu illuminieren, empfanden sie einen Druck auf ihren Seelen, der sich natürlich von Monat zu Monat steigerte und bei der Schreckensnachricht vom Fall Przemysl fast unerträglich wurde.

Die Landgemeinden hatten aber nicht bloß innerlich zu leiden. Die Russen benutzten für Requisitionen, zur Einquartierung und Fouragierungen mit Vorliebe die deutschen Dörfer. Es wurde ihnen auch von Seite der ruffenfreundlichen Ruthenen häufig direkt nahegelegt, doch in dieser Richtung sich möglichst an die Deutschen zu halten, die Feinde der Russen wären. Und so ging es denn über die deutschen Bauern her. Man nahm ihnen ihr Vieh und ihr Geflügel, man schleppte das Futter weg, ja oftmals wurden auch die Kleider, das Hausgerät, die Uhren und anderes ohne Erbarmen weggenommen. Es gibt in manchen Dörfern deutsche Bauern, die in ein paar Wochen aus reichen Leuten zu Bettlern geworden sind.

Als sich im Frühjahr dieses Jahres die Kriegslage für die Russen zu verschlechtern begann, ward die Lage der deutschen Kolonisten innerhalb der okkupierten Gebiete noch immer schlimmer. Immer herrischer und rücksichtsloser traten die Russen auf. Die geringfügigsten Dinge genühten, um einen wackeren deutschen Mann als Spion verhaften und wegschleppen zu lassen. Dazu kam, daß

allerdings die Deutschen fast überall österreichische flüchtige Soldaten und Verwundete Wochen- und Monate lang bei sich versteckt gehalten hatten, was doch schließlich nicht verborgen bleiben konnte. Auch witterte man überall geheime Beziehungen zwischen den deutschen Kolonisten und den über die Karpathen und vom Westen her vorrückenden Truppen der Verbündeten.

Dazu kam aber nun das Weitere, daß die deutschen Ansiedlungen so eigentümlich gelegen sind, daß sie fast überall zu Schauplätzen der schwersten Entscheidungskämpfe werden mußten. Man kann zwar sagen, ganz Galizien sei in diesem Kriege ein großes Schlachtfeld gewesen. Aber es ist doch ein großer Unterschied, ob die Kampfwagen sich rasch über eine Gegend hinwegwälzt haben, ob diese Gegend nur Etappenraum gewesen ist — oder aber ob sie Schauplatz eines Monate währenden Massenringens war. Das Letztere war bei den deutschen Kolonien der Fall. Die schönsten und blühendsten deutschen Ansiedlungen ziehen sich in einem langen Streifen hin von Kolomea über Radworna, Stanislaw, Kalusz, Solotwina nach Stryj, Drohobycz, Sambor bis einerseits in die Gegend von Przemysl und andererseits über Lemberg, Grodek in die Gegend von Kamionka Strumilowa. Man braucht nur die Namen dieser Ortschaften zu hören, um zu wissen, welche furchtbare, heiße, Wochen und Monate andauernde Schlachten und Stellungskämpfe in diesen Gegenden stattgefunden haben. Vielfach ging die sogenannte Feuerlinie mitten durch die deutsche Siedlung hindurch. So zum Beispiel auf der Linie, welche die südöstliche Armeegruppe Pflanzner-Baltin Anfang März nach der Erstürmung von Kolomea erreichte. Fast ein Vierteljahr waren die deutschen Orte der Bezirke Tlumacz, Radworna, Bohorodczany in der Gefechtslinie. Die gewaltigen Schanzgräben, die zum Teile mitten durch die Ortschaften gehen, die Hunderte von eingäscherten Häusern und Ortschaften, die zerstörten Kirchen und Schulen werden noch lange von diesen furchtbaren Erlebnissen zeugen. Nicht anders war es mit den Kolonien, in welchen sich die Russen

dem Vormarsch der deutschen Südararmee unter Linsingen im Mai und Juni widersetzten. Hier waren vielfach unsere deutschen Truppen zu ihrem größten Schmerze genötigt, selbst die deutschen Kolonien mit Granaten und Schrapnells zu überschütten und sie in Brand zu stecken.

Dann die Leiden, welche über die Bevölkerung in der Gegend des oft genannten Grodek und überhaupt in der ganzen näheren und ferneren Umgebung von Lemberg gekommen sind! Hier wütheten die Russen noch, ehe sie abzogen, in der barbarischsten Weise. Hier begannen sie zuerst die Praxis auszubilden, welche sie später in Russisch-Polen befolgt haben, nämlich die ihnen mißliebige Zivilbevölkerung einfach bei ihrem Rückzug mitzunehmen. Die Deutschen der um Grodek herum gelegenen Gemeinden, wie Hartfeld, Burgthal, Ottenhausen, Neuhof, ebenso die Deutschen von Unterwalden, Dornfeld u. s. w. erhielten den gemessenen Befehl von dem russischen Kommandanten, binnen wenigen Stunden ihre nötigste Habe zusammenzupacken und in der Richtung nach Lemberg auszuwandern. Von dort wurden sie weiter östlich über die russische Grenze befördert. Infolge des übereilten Rückzuges der Russen und des raschen Vordringens der verbündeten Truppen gelang es freilich vielen dieser Armen, zum Teil schon von Lemberg aus zu entfliehen und in die heimischen Siedlungen zurückzukehren. Aus anderen deutschen Gemeinden nahmen die Russen Geiseln mit. So schleppten sie aus dem schönen stattlichen Dorfe Josefsberg, einem Mittelpunkt deutschen Lebens in der Gegend von Stryj, den ehrwürdigen Senior Josef Royer, der während der ganzen Russenzeit wie ein treuer Vater in Josefsberg und den umliegenden deutschen Gemeinden gewaltet hat, mit samt seinem Sohne, gleichfalls einem evangelischen Pfarrer, fort. Aus Josefsberg, Brigidau, Königsau und vielen anderen Dörfern nahmen sie außerdem je drei der hervorragendsten Männer mit. Aus Lemberg wurden der verdienstvolle Obmann des Bundes der christlichen Deutschen und Herausgeber des deutschen Volksblattes für Galizien, Professor Ludwig Schneider, dessen Schriftleiter

Rudolf Böller, der Kurator der evangelischen Gemeinde, Herr Johann Stromenger, der als deutscher Mann bekannte Besitzer des Hotels Austria, Herr Julius Kühner, weggeschleppt. Auch den wackeren Pfarrer Johann Launhardt aus Unterwalden nahmen die Russen mit.

Jetzt hat sich die Sturmflut wieder verlaufen, die Sonne der Freiheit leuchtet wieder über Galizien. Aber was sie beleuchtet, ist vielfach ein großes Elend. Wohl gegen 2000 deutscher Bauernhäuser in den verschiedenen Kolonien liegen in Asche, in einer Reihe Gemeinden sind auch die Schulhäuser verbrannt, die Kirchen und Bethäuser zertrümmert oder doch schwer beschädigt. Hunger und Seuchen sind, wie das gewöhnlich geschieht, in Gefolgschaft des Krieges eingezogen. Die arme Schuljugend entbehrt schon seit über einem Jahr den Unterricht und verwildert. Und daran, was jetzt am nötigsten in den Gemeinden wäre, nämlich treue, hingebende, führende Persönlichkeiten, gerade daran mangelt es leider in vielen Gegenden, weil die einen im Felde stehen, die andern von den Russen fortgenommen sind, und gar mancher auch den Leiden dieser harten Zeit erlegen ist.

Ein nicht unbeträchtlicher Teil der galizischen Deutschen war übrigens beim Herannahen der Russen geflüchtet. Zu den ersten, die den nicht leichten Entschluß faßten, die heimische Scholle zu verlassen und lieber in die ungewisse Fremde zu gehen, als sich unter das russische Joch zu beugen, gehörten die Dornfelder. Als nach der Schlacht bei Przemyslany unsere Truppen zum raschen Rückzug gezwungen waren, erhielt Pfarrer Faust von mehreren Offizieren den Rat, das Dorf zu räumen. So setzte sich denn der ungeheure Zug in Bewegung, weit über 1000 Menschen mit Wagen, Pferden, ja sogar mit dem ganzen Vieh. Nur ein kleiner Teil blieb im Dorfe zurück. Die Flüchtlinge wandten sich nach Ugartsberg und versuchten die dortigen Volksgenossen zu bereden, daß sie sich anschließen möchten. Die Ugartsberger aber, dem Rat ihres Pfarrers folgend, konnten sich nicht entschließen, trotzdem Pfarrer Faust vom nächsten Korps-

Kommandanten die schriftliche Weisung erhielt, seine Gemeinde westwärts gegen Sambor zu führen. Von einem hohen Offizier wurde ihm bei dieser Gelegenheit gesagt: „Es wäre uns leid um Ihre wackeren Deutschen, wenn die Schaden nehmen sollten, wir brauchen sie noch für das Vaterland!“ So wanderten die Dornfelder allein weiter nach der großen deutsch-katholischen Kolonie Kranzberg bei Sambor.

Hier trafen sie sich mit einer anderen Flüchtlings-schar, der seltsamsten, die wohl der Krieg gesehen hat. Es war die Anstaltsgemeinde des evangelischen Kinderheims in Stanislaw, die gleichfalls auf Rat und Weisung von militärischer Seite, insbesondere wegen der drohenden Gefahr für die in unmittelbarer Nähe der den Flammen preisgegebenen militärischen Magazine gelegenen Anstaltsgebäude, aber auch aus anderen Gründen, den Wanders- stab ergriffen hatte. Es waren fast 200 Menschen, die am Morgen des 1. September nach einem Abschied voll Tränen und Weh in fünf großen Viehwagen, die einem endlos langen Flüchtlingszug — einem der letzten, die überhaupt Stanislaw verließen — angehängt waren, vom dortigen Bahnhof abfuhr. Nach zweiundsechzigstündiger Fahrt langten sie in Stryj ein. Von dort ging kein Zug weiter und so entschloß man sich zu Fuß den Karpathen entlang weiterzuwandern. Ein langer, langer, trauriger Zug! vorn einige junge Leute als Vortrupp, dann der Anstaltsleiter, hinter ihm zuerst der lange Zug der kleinen Mädchen, barfuß, ein jedes sein Bündelchen am Arm, geleitet von ihren Erzieherinnen, dann die Knaben von ihrem Hausvater Wildner geführt, dahinter die verschiedenen sonstigen Personen, die sich dem Flüchtlingszug angeschlossen hatten, dann kamen die Wagen mit den kleinsten Kindern und den Kranken und schließlich vier große Lastwagen, die es gelungen war, in letzter Stunde noch auf Umwegen von Stanislaw nach Stryj zu schaffen und die den Proviant und wenigstens einige Habseligkeiten beförderten. Die Nachhut bildete der wackere Hausvater Schölzel mit einigen großen Anstaltsknaben. So ging es von Ort zu Ort, im ganzen 6 Tage lang.

Es war ein trauriges Wiedersehen in Kranzberg, und selbstverständlich war auch dort keines Bleibens, denn die Kanonen donnerten nahe genug und alle Wege waren von zurückgehenden Truppen erfüllt. Die beiden Flüchtlingscharen trennten sich wieder. Das Kinderheim wanderte weiter bis zu dem deutschen Dorfe Wandrow im mittleren Teil der Karpathen, wo es sich einige Tage aufhielt. Von dort aus gelang es wieder die Bahn zu erreichen, die dann nach manigfachen, zum Teil hochromantischen Erlebnissen die Anstaltsgemeinde nach Wien führte, wo sie in den Räumen des Christlichen Vereines junger Männer eine vorläufige Zuflucht fand und von der Wiener Bevölkerung mit großer Liebe aufgenommen wurde. Nach zwei Tagen ging es dann weiter nach Linz und von dort zu Fuß nach dem lieblichen Gallneufkirchen, in dessen schönen, mit dem Diakonissenhause verbundenen evangelischen Anstalten sich Platz genug zur, freilich gedrängten, Unterbringung der Flüchtlingschar fand.

Gallneufkirchen wurde bald der Mittelpunkt einer ausgedehnten Hilfsarbeit für die deutschen Flüchtlinge aus Galizien, die über fast ganz Oesterreich zerstreut waren. Hier erschien als einziges deutsches Blatt, welches die galizischen Deutschen während der Kriegszeit besaßen, das evangelische Gemeindeblatt für Galizien und die Bukowina, welches bald ein geistiges Band nicht nur für die Flüchtlinge, sondern vor allem auch für deutsch-galizische Soldaten und Verwundete und für alle Freunde des galizischen Deutschtums wurde. Dadurch, daß das Blatt in jeder Nummer einen genauen Adressennachweis der Geflüchteten und Soldaten brachte, außerdem stets die neuesten Nachrichten aus den Flüchtlingskreisen und auch aus den irgend erreichbaren galizischen Gemeinden, war die Nachfrage nach ihm so groß, daß die Auflage im Laufe des Krieges um das Doppelte stieg und das Blatt außerdem aus einem Monatsblatt ein vierzehntägig erscheinendes Blatt wurde. In Gallneufkirchen begann auch der deutsche Volksrat für Galizien seine Tätigkeit wieder aufzunehmen. Es gelang, zahlreiche deutsche Flüchtlinge, die namentlich in tschechischen Teilen Böh-

mens in Baracken untergebracht waren, in deutsche Gemeinden nach Oberösterreich zu bringen, wo sie sich wohl fühlten und deutsche Schulen für ihre Kinder hatten. So kamen zum Beispiel beinahe 100 der geflüchteten Dornfelder in die gastliche Gemeinde Thening bei Linz und erfuhren dort reiche Liebe. Uebrigens hat nur ein Teil der Dornfelder den Weg aus Galizien gefunden. Der größere Teil der Geflüchteten war in der Gegend von Sambor ermüdet durch die ungeheuren Strapazen der Reise und erfüllt von Furcht, doch schließlich den Russen in die Hände zu fallen, wieder umgekehrt und nach manchen Abenteuern in der Heimat angelangt.

Von Gallneukirchen aus erging auch die erste Anregung, einen besonderen Hilfsauschuß für geflüchtete Deutsche aus Galizien und der Bukowina in Wien zu bilden. Dieser Ausschuß, der den Namen Fürsorgekomitee für die deutschen Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina führte, in Wahrheit aber seine Tätigkeit weit über die bloße Flüchtlingsfürsorge hinaus erstreckte, fand in Professor Dr. Raimund Raindl, dem bekannten Geschichtsschreiber des Karpathendeutschtums und Begründer der gemeinsamen Tagungen der Karpathendeutschen, einen rührigen Vorsitzenden, in Regierungsrat Anton Reschmann einen nicht minder eifrigen Fürsprecher bei den Behörden. Er hat in der Zeit vom Dezember 1914 bis August 1915 über 45,000 Kronen aufgebracht und zum Besten der notleidenden Volksgenossen verwendet.

Nicht vergessen werden darf übrigens auch, wenn von der Fürsorge für die deutschen Flüchtlinge aus Galizien die Rede ist, die edle und aufopfernde Tätigkeit des Generalsekretärs des evangelischen Zentralvereins für innere Mission in Oesterreich, Pfarrer Hans Jaquemar, welcher vor allem durch Abhaltung von Versammlungen, Veranstaltung von Bibelstunden, Bescherungen und Ausflügen sich bemühte, das geistige Wohl der zahlreichen in Wien und Umgebung befindlichen Flüchtlinge zu fördern und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zu stärken.

Von großer Bedeutung wurde dann die zuerst im

Kreife der Flüchtlinge in Gallneukirchen und Wien entstandene Idee einer Hilfsexpedition für die zurückgebliebenen, notleidenden Deutschen in Galizien. Anfang Februar begann ja zuerst wieder die Sonne neuer Hoffnung über Galizien zu leuchten. Zwar wurde das Vordringen der verbündeten Truppen in Westgalizien zunächst am Dunajec aufgehalten. Da brach plötzlich mit überraschender Schnelligkeit die südöstliche Armeegruppe des Generals Pflanzner-Baltin aus den Karpathen vor und eroberte im Sturme die ganze Bukowina und auch den westlichen Teil des südöstlichen Galiziens mit den Städten Kolomea und Nadworna. Voll Freude und Hoffnung zog von Wien aus Anfang März in diesen befreiten Teil Galiziens eine Schar galizischer Deutscher, ausgerüstet mit nicht unbeträchtlichen Geldmitteln, um den armen Volksgenossen die erste Hilfe zu bringen. Als im Mai nach dem großen Durchbruch am Dunajec und den herrlichen Erfolgen der Karpathenarmeen in kürzester Zeit große Teile Galiziens befreit wurden, dehnte sich diese Hilfstätigkeit weiter aus und nicht nur Geldspenden, vor allen Dingen auch Lebensmittel, große Vorräte von Kleidungsstücken und nicht minder Rat, Trost und geistige Stärkung wurden den armen, nach hartem Druck endlich wieder aufatmenden Volksgenossen gebracht.

Diese Hilfstätigkeit hätte freilich nicht entfernt mit der Kraft einsetzen können, mit der sie es tatsächlich getan hat, wenn ihr nicht ein mächtiger Rückhalt geworden wäre in einer inzwischen im deutschen Reiche entstandenen großen Organisation, deren Schöpfer kein anderer war, als der schon mehrfach genannte Dornfelder Pfarrer Georg Faust, welcher bereits vor dem Kriege nach Leipzig berufen war und seine dortige Stellung im Laufe des Krieges hatte antreten müssen. Sein Herz gehörte auch weiter den galizischen Volksgenossen, und das bewies er, indem er durch Vorträge, Zeitungsartikel, persönliche Fühlungnahme mit zahlreichen bedeutenden Männern im deutschen Reiche, die Bildung eines Ausschusses für die hilfsbedürftigen Deutschen Galiziens und der Bukowina in Leipzig zustande brachte, an dessen Spitze



Inneres der zerschossenen evangelischen Kirche in Ugartzberg.



Evangelische Schule in Neudorf bei Drohobycz nach Zerstörung

Hofrat Seeliger in Leipzig trat und der sich bald reicher Sympathie und Unterstützung in weitesten Kreisen der reichsdeutschen Bevölkerung erfreute. Zahlreiche deutsche Städte spendeten für Zwecke dieses Ausschusses Gaben, einige sogar in der Höhe von 1000, ja 5000 Mark. Der deutsche Reichskanzler bewilligte aus den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln eine Spende von 20,000 Kronen. Besonders erquickend ist, daß auch die Provinz Ostpreußen 1000 Mark, die Stadt Königsberg 2000 Mark spendete.

Außerdem war es insbesondere der Leipziger Ausschuß, welcher durch unermüdliche Aufrufe große Vorräte an prächtigen Kleidungsstücken für die Tausende abgebrannter und ausgeraubter Familien in Galizien aufbrachte.

Nun konnte die Hilfsarbeit für Deutschgalizien erst großzügig angefaßt werden. Man brauchte sich nun nicht mehr darauf zu beschränken, einzeln kleine Geldspenden zu verteilen, sondern man konnte eine wirklich organisierte Hilfe ins Auge fassen, welche den durch den Krieg verursachten Notständen auch an die Wurzel ging. Es sei nur vorläufig erwähnt, daß der Vorstand der deutschen Hilfsexpedition im Vereine mit den anderen deutschen Organisationen in Galizien ins Auge gefaßt hat, den Wiederaufbau der zerstörten Schulen, Kirchen, Wohnhäuser durch ein besonderes Baubüro zu überwachen und zu leiten, daß insbesondere die rasche und nachhaltige Wiedereröffnung und Unterstützung der deutschen Schulen, die Flottnachung der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften und Vereine ins Auge gefaßt worden sind, daß in besonderm Kursus an der Diakonissenanstalt Sarepta junge Mädchen zu Lehrerinnen für die verwaisten Schulen ausgebildet und da, wo Pfarrer und Lehrer in den Gemeinden fehlen, zur einstweiligen Fürsorge für tüchtige Hilfskräfte aus Kreisen der äußeren und inneren Mission berufen wurden.

Deutschgalizien hat die Feuerprobe im Kriege bestanden. Aber auch die deutsche Brudertreue hat sie bestanden. Und wo soviel Treue und Hingabe walten, da darf man auch getrost der Zukunft entgegensehen.

9. Schlußwort.

Noch ist das große Ringen nicht vorbei. Auch in Galizien wird noch heiß gerungen. Und auch auf dem kleinen Gebiet im äußersten Osten Galiziens, das die Russen noch hartnäckig festhalten, sind es neben Polen und Ruthenen kleine deutsche Häuflein, welche den Krieg in seiner ganzen Schwere und Furchtbarkeit über sich ergehen lassen müssen.

Noch währt das heiße Ringen. Das Ringen mit der Not, mit dem Hunger, mit den Seuchen. Der Winter bricht herein. Hunderttausende, und darunter viele Tausende wackerer deutscher Volksgenossen, gehn ihm ohne Obdach, ohne warme Kleidung, ohne Nahrungsmittel, ohne Brennholz und Heizmaterial entgegen. Wohl wird geholfen; aber oft scheint's, als sei die Not ein Riese und die Hilfe doch nur ein Zwerg.

Und bei dem allen geht durch die Herzen eine fieberhafte Spannung, ein banges Harren, ein Fragen und Forschen: „Was wird die Zukunft bringen?“

Ja, die Zukunft! Wenn sie den ersehnten Lohn, die Erfüllung der leidenschaftlichen Hoffnungen, die Verwirklichung der kühnen Träume bringen würde — o dann wäre alle Not bald vergessen; dann würden auch die schwersten Opfer noch länger gern ertragen!

Vielleicht werden in keinem Lande von diesem Kriege, von dem Frieden, den er bringen soll, so große Dinge erwartet, wie in Galizien. Die beiden großen Nationen, die unser Land bewohnen, die Polen und die Ruthenen, erhoffen beide vom Frieden nicht mehr und nicht minder als die Verwirklichung ihrer nationalen Ideale, die Erlangung der staatlichen Selbständigkeit für sich und ihre Volksgenossen jenseits der Grenze.

Ohne auf diese Hoffnungen näher eingehn zu wollen, müssen wir doch die eine Frage noch ins Auge fassen, welche die Herzen vieler wackerer Deutschen im österreichischen Karpathenlande jetzt bewegt. Wie wird es, wenn sich die polnischen und ruthenischen Hoffnungen, sei es in welcher Form immer, ganz oder teilweise ver-

wirklichen — wie wird es dann mit den Deutschen Galiziens werden? Was haben sie dann von der Zukunft zu erhoffen?

Zweierlei steht uns felsenfest, und das genügt eigentlich vollkommen, um uns bezüglich der Zukunft des galizischen Deutschtums beruhigt zu machen. Es besteht wohl die Absicht, sowohl in Wien wie in Berlin, den Polen und den ukrainischen Ruthenen, die treu und opferwillig an der Seite der Deutschen und Ungarn für die gemeinsame Sache gekämpft haben, nach Möglichkeit in ihren nationalen Bestrebungen entgegen zu kommen. Aber an eine Lockerung des Gefüges der beiden großen verbündeten Staaten oder Staatsgebilde denkt niemand. Das Resultat des Krieges wird gewiß nicht ein gelockertes, sondern ein gefestigtes Österreich sein. Schon um der Sicherheit gegenüber dem östlichen Feind willen kann es gar nicht anders sein. Ein festes, vor allem durch starke militärische Kraft zusammengehaltenes einheitliches Österreich-Ungarn, welches innerhalb dieser von seiner Existenz geforderten Schranken seinen Völkern die weitgehendste kulturelle und nationale Freiheit gibt, das wird und muß das Ziel sein. Und alles, was auf den Linien liegt, die zu diesen Zielen führen, das kommt uns Deutschen der Karpathenlande, die wir österreichische Patrioten, treue Anhänger der Dynastie und unentwegte Verfechter straffer Einheit unseres Staatswesens sind, zu gute. Durchaus im Sinne obiger Ausführungen schreibt übrigens das führende Organ der Ukrainer, der „Dilo“ (Nr. 65 von 1915): „Ein starkes Österreich, ein gut verwaltetes Österreich im Geiste der modernen Staatlichkeit, die Erziehung und Leitung der Allgemeinheit der Staatsbürger im Geiste der einheitlichen Staatlichkeit, die Unterdrückung der staatsfeindlichen Ansprüche der Länderautonomen — das war immer das Lösungswort der ukrainischen Politiker. Ein wertvolles Pfand auf die Verwirklichung erhielt dieses Lösungswort in der Allerhöchsten Entschliebung, betreffend die neuen Fahnen und Wappen. Die amtlichen Kommentare zu dieser Entschliebung bekräftigen unsere Ansicht, daß eben eine solche Bedeutung der kaiserlichen Entschliebung beizulegen ist.“

Dazu kommt aber ein Zweites. Wie sich auch die Verhältnisse Mitteleuropas in Zukunft gestalten mögen, das erscheint uns völlig ausgeschlossen und undenkbar, daß nach diesem Kriege innerhalb des Staatsgebiets der Centralmächte irgendwo und irgendwie die Lage des Deutschtums sich schlechter gestalten könnte, als sie vor dem Kriege war. Mit Bezug auf Österreich hat diesem Gedanken erst kürzlich in sehr drastischer Weise der Wiener Bürgermeister Dr. Weißkirchner Ausdruck verliehen. Er sagte (nach dem Bericht der „Zeit“ vom 27. Oktober 1915): „Aus dem Blut, das auf den Schlachtfeldern geflossen ist, soll ein neues Österreich hervorgehn, ein Österreich, in dem die Deutschen die in historischer und kultureller Beziehung ihnen gebührende Stellung einnehmen. Ich kenne nicht die kommenden Regierungen Österreichs, aber eines rufe ich ihnen zu: Wehe denen, die sich vermessen wollten, die Deutschen Österreichs an die Wand zu drücken.“

Von Seiten der Ukrainer ist es gewiß nicht anzunehmen, daß sie auch nur auf den Gedanken kommen sollten, den bescheidenen Bestrebungen der Deutschen Galiziens, die auf freie Betätigung ihres Volkstums gerichtet sind, sich in den Weg zu stellen.

Aber auch die Polen werden ihre Stellung zu den Deutschen Galiziens in ihrem eignen wohlverstandenen Interesse anders orientieren als bisher. Es muß ja überhaupt das unbedingt eine Frucht dieses furchtbaren Krieges sein, in dem so viel deutsches und so viel polnisches Blut gemeinsam geflossen ist, daß nicht nur eine Lösung der sogenannten polnischen Frage im politischen Sinne für den Augenblick gefunden wird, sondern daß ein tieferes, innerlich besser begründetes und fruchtbareres Verständnis zwischen beiden Nationen angebahnt wird. Hier können gerade die galizischen Deutschen, die inmitten des Polentums leben, seine Sprache kennen, und in der mannigfachsten Wechselbeziehung zu ihm stehen, gute Dienste leisten.

Galizien ist ein großes, reiches Land; es hat Platz und Arbeitsgelegenheit für alle seine Völker. Die Beimischung des deutschen Volkselements ist, wie die Geschichte bewiesen hat, für die Erschließung des Landes in

kultureller und industrieller Hinsicht stets nur von segensvoller Bedeutung gewesen. Sie wird es auch ferner sein, und um so mehr, wenn man den Deutschen sein läßt, was er ist, und ihm die Freiheit nicht beengt, grade seine Gaben und Kräfte in den Dienst des Ganzen zu stellen.

Es sind jetzt 22 Jahre her, da handelte es sich in einer galizischen Mittelstadt um die Gründung einer evangelischen Privatvolksschule mit deutscher Unterrichtssprache. Es gab eine Partei der Mutigen, die ausgehend von der Überzeugung, daß ohne eine deutsche Schule die Gemeinde keine Zukunft habe, alle Kraft daran setzte, um den entgegenstehenden Schwierigkeiten zum Trotz das Unternehmen durchzusetzen. Es gab auch eine Partei der Angstlichen und Mutlosen, welche dem Plan Hindernisse in den Weg legte. Ein einflußreicher alter Mann sagte damals dem Führer der Mutigen: „So gewiß, wie mir nicht Haare auf der flachen Hand wachsen, so gewiß wird in dieser Stadt keine deutsche Schule entstehn.“

Die Schule ist heute da. Ihr stattliches zweistöckiges Gebäude ist eine Zierde der Stadt. Sie zählt in 11 Klassen mit 11 tüchtigen Lehrkräften 530 Schüler. In dem prächtigen Saal im zweiten Stock, der zugleich Gemeinde- und Versammlungssaal ist, ist an der Wand mit großen leuchtenden Buchstaben der Spruch angebracht: „Fürchte dich nicht, glaube nur!“ Die Russen, welche dem Schulgebäude übel mitgespielt haben, haben diesen Spruch unverfehrt gelassen. Er grüßt auch jetzt die deutsche Jugend, die sich dort versammelt. Und er sei das Motto zu dem nächsten Kapitel der Geschichte des galizischen Deutschtums, welches nach dem großen Kriege anheben wird. Ein Kampf mit großen Schwierigkeiten ist die Geschichte des galizischen Deutschtums immer gewesen, und wird sie auch nach dem Kriege sein. Wenn neuerdings ein frischer tatenfroher Geist in dieses Deutschtum gekommen ist und wenn dieser Geist gute Früchte gebracht hat, so geschah es, weil an Stelle von Furcht, Verzagtheit und Kleinmut, Glaube trat. Und das galizische Deutschtum wird sich weiter segensvoll entwickeln, wenn es diesen Wahrspruch beherzigt: „Fürchte dich nicht, glaube nur!“



Verzeichnis der Abbildungen.

	Tafel
Schneelandschaft in den Karpathen	1
Maß österreichischer Truppen während der Schlacht in den Karpathen	2
Deutsche Feldpost und ruthenische Bauern	3
Ruthenisches Bauernhaus	4
Blick auf Przemyśl vom Kathedralturm	5
Ein Blick in das Kirchenviertel von Przemyśl	6
Betsaal der evangelischen Gemeinde in Przemyśl	7
Dorfstraße in Hohenbach	8
Evangelische Kirche in Dornfeld	9
Pfarrhaus in Dornfeld	10
Blick in den Hof eines deutschen Großbauern bei Dornfeld	11
Deutsche Hochzeit in Kaisersdorf	12
Marienkirche in Krakau	13
In der Straße einer galizischen Stadt (Stanislaw)	13
Das Florianstor in Krakau	14
Der alte Mathausturm am Krakauer Ringplatz	15
Kramladen in Krakau. Nach Behems „Codex pictoratus“	16
Krippenfigur aus dem 14. Jahrhundert: Der heilige Josef	17
heiliger Geist-Platz in Lemberg	18
Blick in eine zerstörte Stadt in Galizien (Solotwina)	19
Verteilung von Kartoffeln an deutsche Flüchtlinge in Mad- worna	20
Evangelische Kirche in Josefsberg nach der Beschießung	21
Evangelisches Kinderheim auf der Flucht	22
Inneres der zerschossenen evangelischen Kirche in Ugartsberg	23
Evangelische Schule in Neudorf bei Drohobycz nach der Zerstörung	24



Im Verlag von Paul Eger in Leipzig ist erschienen:

**Kriegsnöte der deutschen
Gemeinden in Galizien
:: und der Bukowina ::**

von Pastor Georg Faust in Leipzig, früher in Dornfeld
in Galizien.

Preis 30 Pfennige.

In Partien zu 25 Stk. je 26 Pfg.; zu 50 Stk. je 24 Pfg.;
zu 100 Stk. je 20 Pfg.; zu 500 Stk. je 18 Pfg.; zu
1000 Stk. je 17 Pfg. — Porto außerdem.

Dieses Heft, das auch einige Bilder enthält, bildet eine
wertvolle Ergänzung der vorstehenden größeren Schrift
Pfarrer Dr. Föcklers. Es eignet sich besonders auch
zur Massenverbreitung.

Über die Arbeit in Galizien und ihren Fortgang berichten
fortlaufend die

**Briefblätter des Hilfsbundes
für Innere Mission in der
Diaspora**

herausgegeben von Pastor A. Wiegand in Plau in
Mecklenburg.

Sie werden jedem, der es wünscht, kostenfrei zugesandt.

Mit ihnen zusammen werden auch die
**Jahresberichte des Stanislauer
Kinderheimes,**

herausgegeben von Pfarrer D. Zöckler, versandt. —
Wer öfter und eingehendere Benachrichtigung wünscht,
bestelle sich bei Pfarrer Zöckler in Stanislau das
von ihm herausgegebene

**Ev. Gemeindeblatt für Galizien
und Bukowina**

das alle 14 Tage erscheint, Preis Mk. 2.50. — Sollten
irgendwo auf Gemeindeabenden oder in Kriegsbetstunden

**Vorträge über die galizischen
Kriegsnöte**

gewünscht werden, so wende man sich je nach der Lage
des Ortes an einen der hier angeführten Herren:

Pastor Faust in Leipzig, Leibnizstr.

Pastor Kersten in Worbis (Eichsfeld), (hat auch Licht-
bilder dazu).

Pastor Knollmann in Meinerzhagen, Bz. Dortmund.

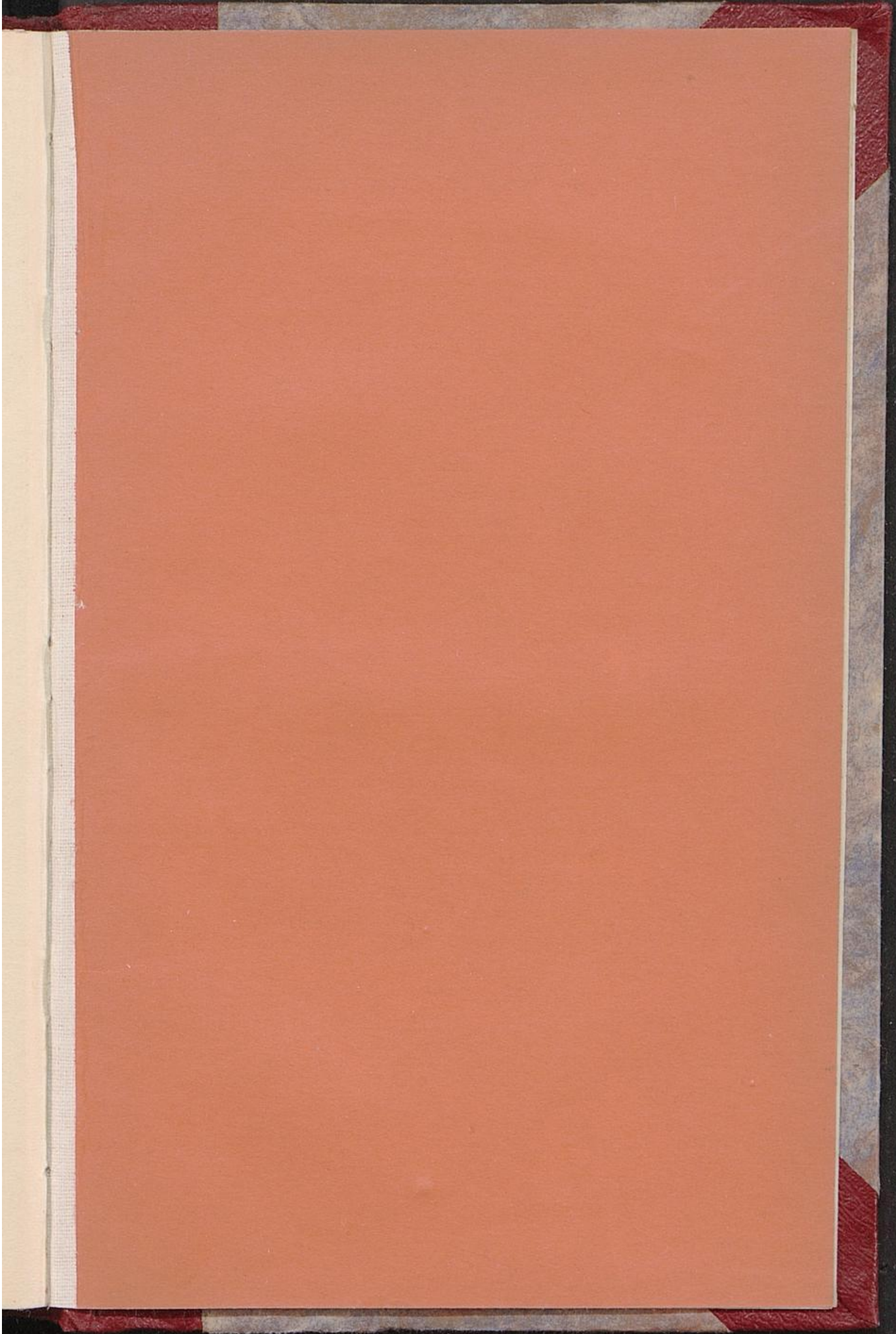
Pastor Opdenhoff in Falkenberg bei Seehausen,
Altmark.

Pastor Ploth in Breitenbrunn, Erzgebirge.

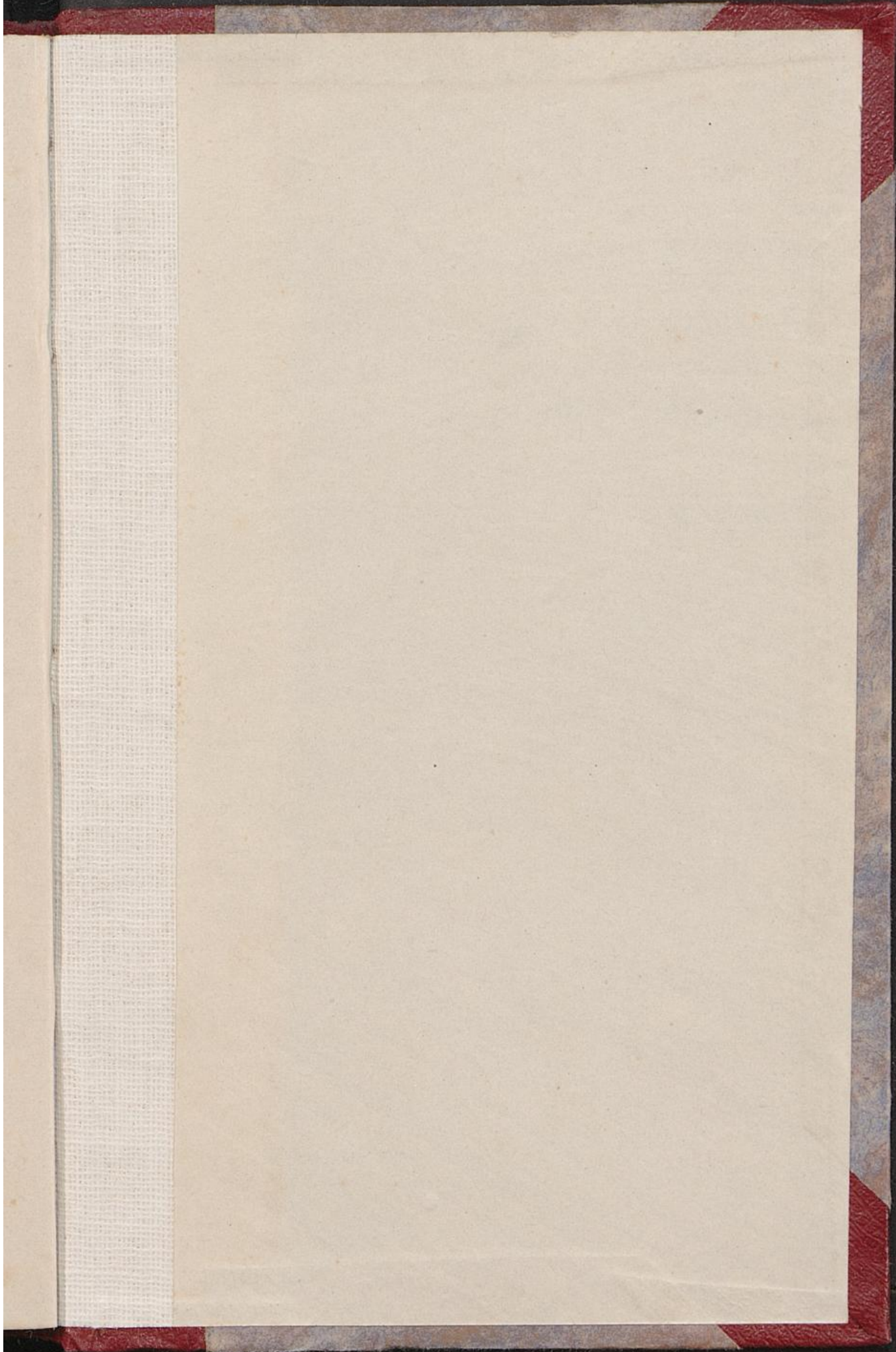
Pastor Saul in Frankfurt a. M., Schopenhauerstr.
(nur bis März 1916).

Pastor Wiegand in Plau in Mecklenburg.

Der Letztere er bietet sich auch zu gelegentlichen **längeren
Vortragsreisen** in einer bestimmten Gegend.



145





206\$06144640

Das Deutschtum in Galizien.

I
7833